29
3. JULIHEFT 1968
0,30 M

ZEIT IM BILD

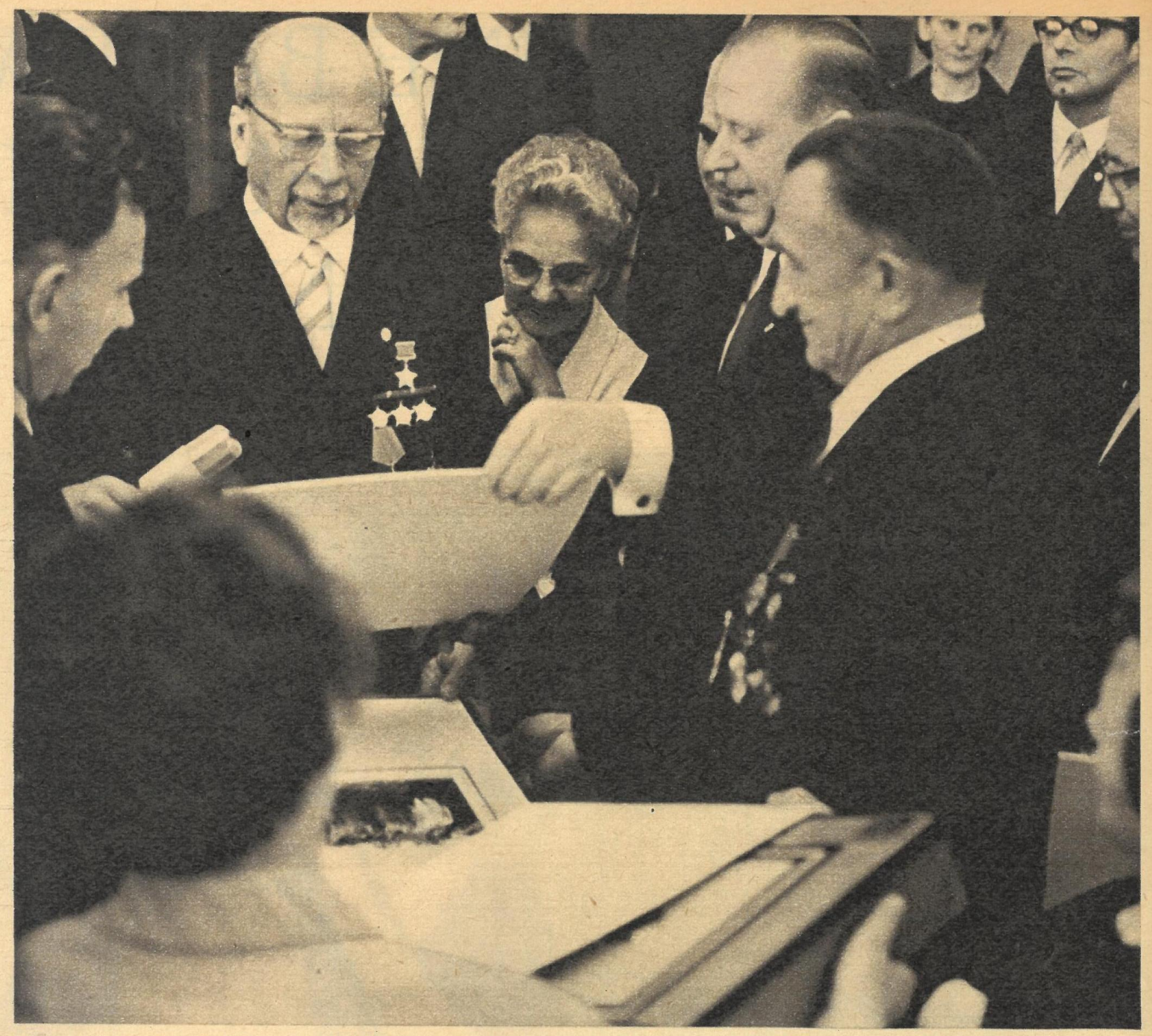
EINE BADEWANNE FÜR DIE GANZE STADT

Dazu in diesem Heft: Grüße von Strand zu Strand

Foto: Pawelec

Zeit im Bild

z6 ZEIT IM BILD



Vertreter der Landwirtschaft mit Gerhard Grüneberg an der Spitze überbringen ihre Glückwünsche.

Pioniere und FDJler gehören zu den ersten, die ihrem Freund schon am Morgen ein Ständchen bringen.

REDAKTIONSKOLLEGIUM

Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz

Verlagsdirektor Günther Zumpe

Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden

Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis monatlich 1,30 M

Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862

Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 09 32 16

Nikolai Podgorny zeichnet in Gegenwart der Mitglieder des Politbüros des ZK der SED Walter Ulbricht mit dem Orden der Oktoberrevolution aus.

WORTE SIND WENIGER ALS DIE DANKBARKEIT, DIE WIR EMPFINDEN

Professor Walter Felsenstein war es, der unserem Genossen Walter Ulbricht diese Worte sagte. Worte, die an diesem 30. Juni mehr waren als nur die Glückwünsche für das Staatsoberhaupt. Worte, die, millionenfach ausgesprochen, der Partei der Arbeiterklasse mit ihrem Ersten Sekretär an der Spitze für Jahrzehnte erfolgreicher deutscher Politik danken, die freudig und stolz von dem Erreichten sprechen und zuversichtlich dem Kommenden entgegensehen. So war dieser Geburtstag ein Festtag für die ganze Republik. „Die Werktätigen der sozialistischen Länder wünschen ihren deutschen Brüdern von ganzem Herzen neue Siege auf dem Weg der Schaffung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft", sagte Nikolai Podgorny, der an der Spitze der ausländischen Gratulanten dem Jubilar seine Hochachtung entgegenbrachte. Viele hundert Geschenke von Werktätigen der Republik, oft die ersten Fabrikate der neuen Produktion, liebevoll angefertigte persönliche Geschenke und ein Meer von Blumen füllten den Gabentisch. Nicht allen konnte Walter Ulbricht die Hand schütteln, aber das hatten die Tausende vor dem Staatsratsgebäude auch nicht erwartet. Es war gewiß ein anstrengender Tag für den ersten Bürger unseres Staates, aber ganz gewiß auch ein schöner Tag inmitten seiner Genossen und Freunde.

Tausende jubeln: Hoch soll er leben!, als sich der Staatsratsvorsitzende vor seinem Amtssitz im offenen Wagen bei den Gratulanten bedankt.

Fotos: Zentralbild

Foto: Denger

Unser Kommentator Martin Radmann schreibt regelmäßig an dieser Stelle zu aktuellen politischen Fragen

Das Maß unseres Handelns

„Zeit ist Glück"*, bei diesem neuen Fernsehfilm um den Meister Falk und seine Brigade werden nützliche Gedanken angeregt. Erkennen auch wir uns wieder? Ist auch in uns ein Stück der Bereitschaft jener jungen Chemikerin Doris Bolzien zum ganzen Einsatz? Zweifeln wir getrost, legen wir selbst kritische Sonden in unser Gewissen, überprüfen wir uns und unsere besten Freunde. Wie viele Wanderungen und Wandlungen liegen schon hinter uns. Für wen war schon die Entwicklung seines Wesens und Charakters wie unbeschwerliches Gleiten auf einer graden, ebenen und glatten Straße? Sozialistische Menschengemeinschaft, wir leben in ihr, und bald rundet sich das zweite Jahrzehnt unseres ersten sozialistischen Staates deutscher Nation – messen wir unsere eigenen Wandlungen zur sozialistischen Persönlichkeit. Da gibt es freilich kein Maß nach Zentimeter und Millimeter. Nicht leicht ist es, sich selbst in Kopf und Herz zu untersuchen.

Die Geschichte der Doris Bolzien, die alles für das Ganze wagt, wie für den einzelnen, der sich so verrannt hat, läßt mich an manche Meldungen der letzten Zeit denken. Sie haben, auf den ersten Blick, damit gar keine Berührungspunkte. Da erhitzen und erschießen sich zwei Männer in Westdeutschland im Streit, wer von ihnen den größeren, schnelleren, besseren Wagen hat. Da ist es Arbeitern eines großen Konzerns bei Geldstrafe verboten, sich oder ihre Vorgesetzten durch Handschlag zu begrüßen. Da stehen Menschen im Sonntagsstaat und sehen untätig zu, wie andere am Ertrinken sind, behindern dabei die Rettung, und wie oft geschah es in den USA, daß sensationslüsterne Zuschauer unschlüssigen Selbstmördern zuriefen „Spring!" Extreme???

Sicher, auch im kapitalistischen System gibt es schließlich Menschenliebe, Menschenfreunde, die „Spring nicht!" rufen würden. Im Arbeitsalltag aber gilt auch ihnen der Grundsatz: Jeder ist sich selbst der Nächste. Und wer schon nicht helfen wollte, dem anderen eine Grube zu graben, der würde doch keinen Finger rühren, zu verhindern, daß dieser sich selbst den Ast absägt, auf dem er sitzt. „Jeder ist seines Glückes Schmied", heißt es höchstens achselzuckend.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" – nie hat sich dieses biblische Wort in Gesellschaftsordnungen der Klassengegensätze erfüllen können. Und nie habe ich gehört, daß ein kapitalistischer Staatsmann so von der Liebe zu den Menschen sprach, wie Walter Ulbricht es auf der 6. ZK-Tagung tat. Diese Liebe zum Menschen umgibt in Wogatzkis Fernsehfilm den Werkdirektor Rambach, der eine tückische Fallgrube nicht sehen will. Und die Erkenntnis, daß er eben nicht nur seines eigenen Glückes Schmied ist, sondern aller Glück und Erfolg verspielen würde, ließe er dem Kombinat Föhlau den Weg zum Weltstand verbauen. Das Verhängnis träfe nicht nur ihn und alle Mitarbeiter, nicht nur das Kombinat, sondern schadete der Wirtschaftsstruktur des ganzen Staates und damit jedem seiner Bürger.

Das Ganze sehen, im großen Zusammenhang denken und selbst alle Macht nach unserem Verfassungsgrundsatz ausüben, so ist der Mensch nicht Objekt, sondern Subjekt und Triebkraft des Geschehens um ihn. Und Egoismus und Kaltherzigkeit werden ihm zunehmend fremd, ja völlig unbegreiflich. Das wußte Johannes R. Becher, als er schrieb: „Schön sind die Menschen vor allem dadurch, daß sie sich eine menschliche Ordnung geschaffen haben." Diese Zeit ist Glück.

Otto Radmann

* Am 14. und 16. Juli wird dieser neue Film vom Deutschen Fernsehfunk ausgestrahlt.

Neues von Film und Fernsehen

LOUIS ARMSTRONG steht nach langer Pause wieder einmal in Hollywood vor den Kameras. Verfilmt wird das Erfolgsmusical „Hallo Dolly". Der Titelschlager gehörte auch zu den umjubelten Arrangements beim DDR-Gastspiel Armstrongs.

„WEGE ÜBERS LAND" heißt ein neuer Fernsehfilm von Helmut Sakowski, zu dem Ende Juni die Außenaufnahmen im Bezirk Neubrandenburg gedreht wurden. Manfred Krug wird in dieser Produktion zum erstenmal in einer Fernsehrolle zu sehen sein.

JOAN LITTLEWOODS berühmte Inszenierung des „Workshop-Theaters" London „O what a lovely war" wird verfilmt. Das bekannte englische Theater gastierte vor Jahren mit diesem aufsehenerregenden Antikriegsstück mit nachhaltigem Erfolg auch in der DDR.

EINEN NEUEN FERNSEHTURM erhält Kiew. Von dem 370 Meter hohen Bauwerk sollen mehrere Programme in Schwarz-Weiß und in Farbe ausgestrahlt werden.

FILME BEI TAGESLICHT zu sehen ermöglicht eine neuartige Kinoleinwand, die von französischen Technikern entwickelt wurde. Die Halle eines Pariser Hotels erlebte die Premiere des neuen Tageslichtkinos, das alle Chancen hat, sich schnell durchzusetzen.

„ZU ZWEIT KEIN PROBLEM." Dieses internationale Tele-Unterhaltungsspiel, das im vergangenen Jahr viele Zuschauer begeisterte, erhält im kommenden Winterprogramm einen großen Bruder: Ein „Interquiz", das auf den Erfahrungen der Vorjahrs-Sendereihe aufbaut und den Freunden guter Fernsehunterhaltung viele Überraschungen bieten soll.

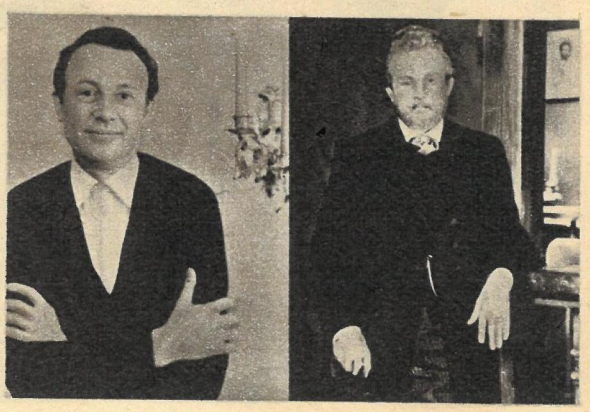
„GIOVANNA" heißt der neueste de-Sica-Film mit den Stars Sophia Loren und Marcello Mastroianni. Er schildert das Schicksal einer Neapolitanerin, die in die Sowjetunion reist, um nach ihrem 1944 verschollenen Mann zu forschen.

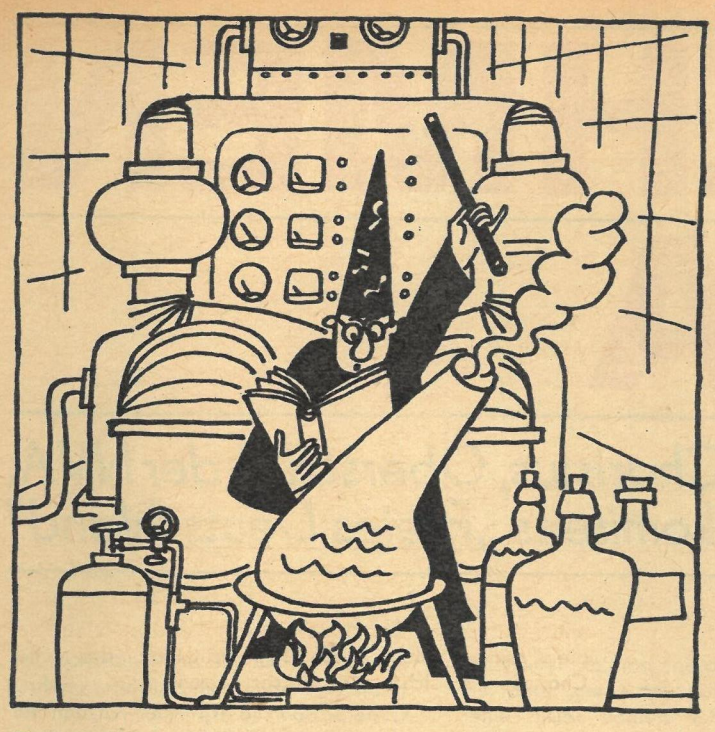
HEINZ RÜHMANN filmt zum erstenmal seit Jahrzehnten wieder gemeinsam mit seiner Frau Hertha Feiler. „Die Ente klingelt um halb acht" heißt der Streifen, in dem Regisseur Rolf Thiele beide wieder auf der Leinwand vereint.

„Die LEUTE VON KARVENBRUCH," ein Fernsehfilm nach Benno Völkners gleichnamigem Roman, der den Umwandlungsprozeß auf dem Lande bis zum Beginn der genossenschaftlichen Entwicklung in den mecklenburgischen Bezirken darstellt, wird am 28. und 30. Juli sowie am 4. August vom Deutschen Fernsehfunk gesendet. Regie hat Peter Hagen. Zu den Darstellern gehören Hans-Peter Minetti und Helga Raumer.

In Kürze auch bei uns in den Kinos: Das neue sowjetische Filmmeisterwerk „Anna Karenina" mit Tatjana Samoilowa in der Titelrolle. Regisseur Alexander Sarchi verpflichtete für die Verfilmung des Tolstoi-Romans auch die weltbekannte Primaballerina des Moskauer Bolschoi-Theaters Maja Plissezkaja. Sie verkörpert die Fürstin Betsij.

Innokenti Smoktunowski spielt die Hauptrolle in einem zweiteiligen Film über den Komponisten Peter Tschaikowski. Die Dreharbeiten haben in den Moskauer Filmstudios begonnen. Fotos: Progreß, Zentralbild





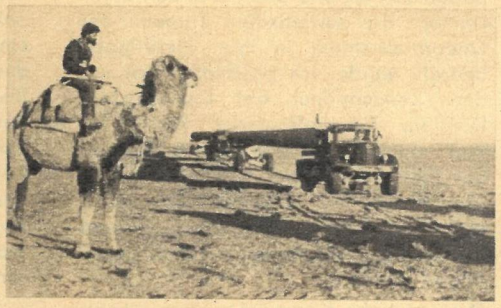
Parschaus Politik im Quadrat

„Daß ich auch noch Arbeitskräfte für den Dreischichtbetrieb herbeizaubern muß, hätte ich bei der Investition nicht gedacht."

Erdgas überall

Würde man alle sowjetischen Erdgasleitungen zu einer einzigen Trasse verbinden, so reichte sie fast eineinhalbmal um den Erdball. Die vorläufig längste Erdgasleitung der Welt (auf dem Foto im Bau) reicht aus der Nähe Bucharas bis in den Mittleren Ural. Selbst in den sibirischen Wäldern haben die Erdgasarbeiter ihre Fackeln gezündet. Die Rohre werden seit dem Embargo der westdeutschen Regierung in Tscheljabinsk und anderen Orten hergestellt.

Die Gasvorräte der UdSSR gelten als unerschöpflich. Gegenwärtig beträgt der Anteil des Erdgases an der sowjetischen Energiebilanz 17,5 Prozent. 1970 sollen es 21 Prozent sein. Steigen wird auch der Export dieses wertvollen Brennstoffs. Die ČSSR bezieht schon seit langem sowjetisches Erdgas. Noch in diesem Jahr erhält Österreich die ersten Kubikmeter aus der Sowjetunion. Verhandlungen mit Italien, Schweden, Finnland und Japan sind geführt worden. Die DDR und die anderen RGW-Länder werden sich am Bau eines einheitlichen Leitungssystems beteiligen und damit ihre Energiebasis wesentlich erweitern. Fotos: Zentralbild



Zeit im Bild

z6 ZEIT IM BILD

Er hatte sich einst der Malerei verschrieben, aber dann verlor er als Achtzehnjähriger im Krieg das Augenlicht. Doch er wollte trotz allem künstlerisch tätig sein und begann mit Schnitzarbeiten. 1949 wurde man auf einer Ausstellung auf ihn aufmerksam, er erhielt ein Stipendium an der Fachschule für angewandte Kunst in Magdeburg. Der blinde Bildhauer Dario Malkowsky ist inzwischen durch seine Arbeiten bekannt geworden. Besonders sein Relief von Louis Braille hat ihm internationale Anerkennung eingebracht. In Schönebeck leitet er seit drei Jahren gemeinsam mit dem Kunsterzieher Dieter Flache einen Keramikzirkel.

Foto: Förster

626

Für die Kinder Vietnams

Die Ferienzeit ist herangekommen, und in vielen Pionierlagern finden Tausende Freude und Erholung. Wir wissen, daß auch in diesen Wochen die Solidarität mit dem vietnamesischen Volk lebendig ist. Wir rufen deshalb besonders die Ferienlager: Beteiligt Euch an der internationalen Solidaritätsaktion unserer Illustrierten „Für unsere Freunde in Vietnam". Als Anerkennung erhaltet Ihr Zeichnungen von ausländischen Kindern zur Gestaltung Eurer Wandzeitungen sowie andere kleine Geschenke. Die Adresse, die Ihr auf Eure Zahlkarte schreibt, lautet: Sonderkonto „Zeit im Bild", Postscheckkonto 626, Dresden. Und hier wieder einige Namen von Spendern: Die Hortgruppe 1b der 6. Oberschule Frankfurt an der Oder überwies 20 Mark, die Klasse 1a der Oberschule Hochkirch beteiligte sich mit 22,75 Mark, die Seminargruppe M 2/4 der Pädagogischen Hochschule Dresden mit 174 Mark, die Klasse 4c der Lessingschule Bautzen mit 25 Mark, Frau Bertha Herder aus Oybin mit zwei weiteren nichtgenannten Frauen mit 30 Mark, Herr oder Frau Henning aus Aschersleben mit 10 Mark, die Hortgruppe 4 der Oberschule Löcknitz mit 25 Mark. — Der Stand des Sonderkontos 626: 9597,73 Mark.

UND NÄCHSTE WOCHE:

Als Friedrich Janke, Verdienter Meister des Sports und Olympiateilnehmer von Rom 23 Jahre alt war, lief er 1000 Meter in einer Zeit um 2:55,0 Minuten. Heute ist diese Zeit Spartakiadenorm für die Vierzehnjährigen. zb sprach mit dem heutigen Jugendtrainer beim SC Cottbus und stellte ihm unter anderen folgende Fragen:
Sind die Spartakiadenormen zu hoch?
Wie entdeckt man Talente?
Welche Ratschläge geben Sie den Spartakiadeteilnehmern?
Friedrich Janke antwortet darauf in der nächsten zb.

UNTERNEHMEN CHORTIZA

Erlebnisbericht von Diplom-Militärhistoriker E. Charisius, Oberst d. R. der NVA, zum 25. Jahrestag der Gründung des Nationalkomitees „Freies Deutschland"

Die Geschichte des Nationalkomitees „Freies Deutschland" ist ein ungewöhnliches Kapitel der deutschen Widerstandsbewegung gegen den Hitlerfaschismus. Noch nie zuvor hatte es eine Bewegung von Zehntausenden von Soldaten, Tausenden von Offizieren und zahlreichen Generalen gegeben, die aus dem Heer des Angreifers kamen und als Kriegsgefangene im Lande des Angegriffenen noch während des Krieges die nationalen Interessen ihres Volkes verteidigten und für die Befreiung der eigenen Heimat eintraten.

Ich selbst war Frontbevollmächtigter des Nationalkomitees an der Südwestfront (später 3. Ukrainische Front) der Sowjetarmee. Im Herbst 1943 hatte diese Front den Dnepr erreicht. Der Schwerpunkt unseres Einsatzes war damals die 123. Wehrmachts-Infanteriedivision, die sich mit Teilen auf der Insel Chortiza bei Saporoshje befand und durch den Brükkenkopf der sowjetischen Truppen bei Dneprodsershinsk in ihrer Nordflanke bedroht wurde. Ich beschloß, mich mit dem Kommandeur der faschistischen Division, Generalleutnant Rauch, in Verbindung zu setzen und ihm im Namen des Nationalkomitees ein Schreiben zu übersenden. Der General wurde darin aufgefordert, eine Verbindungsgruppe zu benennen, mit der wir Verhandlungen führen konnten.

Drei deutsche Kriegsgefangene – Leutnant Hans Arntzen, Unteroffizier Alfred Fischer und Gefreiter Adolf Neuhaus – erklärten sich bereit, Generalleutnant Rauch meine Botschaft zu überbringen. In der Nacht vor dem Einsatz tönten unsere Lautsprecher über den Fluß. Wir teilten der anderen Seite mit, daß die drei Soldaten am 25. November 1943 um zwölf Uhr mit einem Boot, versehen mit einer weißen sowie einer schwarzweißroten Fahne – den Farben des Nationalkomitees –, den Dnepr überqueren werden. Wir sagten den deutschen Soldaten und Offizieren die volle Wahrheit über die militärische Lage und informierten sie davon, daß unsere drei Beauftragten eine wichtige Botschaft des deutschen Frontbevollmächtigten und des sowjetischen Befehlshabers mitführten. Sie habe zum Ziel, ihr Leben zu retten.

Leutnant Arntzen und seine beiden Kameraden kamen auf der deutschen Seite an, ohne daß ein Schuß fiel. Sie wurden von einer Gruppe Soldaten empfangen und weggeführt. Wir hörten vorerst nichts mehr von ihnen, doch wir gaben nicht auf. In den folgenden Nächten teilten wir den deutschen Soldaten den Inhalt meines Briefes an ihren General über Lautsprecher mit und verlasen dazu einen Befehl des Kommandos der Sowjetarmee. Darin wurde Verbindungsoffizieren von Generalleutnant Rauch volle Sicherheit und unbehinderte Rückkehr zugesichert. Doch der General reagierte nicht.

Inzwischen war auf unser Ersuchen eine schriftliche Botschaft des Generals von Seydlitz, damals Vizepräsident des Nationalkomitees, an Generalleutnant Rauch eingetroffen. Seydlitz war ein persönlicher Bekannter des Generalleutnants, der mit ihm zusammen die Militärakademie absolviert hatte. In seinem Brief beschwor ihn General von Seydlitz, verantwortungsbewußt zu handeln, auf unsere Vorschläge einzugehen und so das Leben der ihm anvertrauten Soldaten und Offiziere zu retten.

Wir beschlossen, noch einmal einen Versuch zu machen, diese Botschaft auf die gleiche Weise wie das erste Mal zu übermitteln. Von unserer Gruppe des Nationalkomitees wollten diesmal der Gefreite Fritz Rothe und der Obergefreite Ernst Lier die gefährliche Aufgabe übernehmen. Wiederum kündigten wir über Lautsprecher ihre Überfahrt an und setzten die deutschen Landser davon in Kenntnis, daß ihr Befehlshaber bisher auf unsere Angebote keine Antwort gegeben hatte.

Am 30. November, fünf Tage nach dem ersten Unternehmen, war es soweit. Gegen Mittag stiegen Rothe und Lier in das Boot, das deutlich sichtbar die weiße Parlamentärsflagge und die Fahne des Nationalkomitees trug. Wir blickten ihnen gespannt nach, wie sie mit gleichmäßigen Bewegungen über den Dnepr ruderten. Nun mußten sie schon in Sicht der deutschen Stellungen sein . . . Da – ein faschistisches Maschinengewehr hämmerte los . . .

Jetzt ging es um das Leben unserer beiden Kameraden. Unter fortgesetztem Beschuß gelang es uns schließlich gemeinsam mit sowjetischen Soldaten und Offizieren, ihr Boot zu bergen. Für Gefreiten Rothe kam die Hilfe zu spät. Eine deutsche Kugel hatte ihn tödlich getroffen.

Auch den Obergefreiten Lier hatte es erwischt. Ungeachtet seiner Verwundung ging er jedoch sofort daran, mit mir zusammen ein Flugblatt an die 123. Infanteriedivision zu schreiben, in dem er den eben erfolgten völkerrechtswidrigen Überfall aus eigener Anschauung schilderte. Das Flugblatt wurde in großer Anzahl verbreitet, der Brief des Generals von Seydlitz am nächsten Tag von einer sowjetischen Maschine im Tiefflug über dem Stab der deutschen Division abgeworfen.

Später erst habe ich Näheres über die Vorgänge erfahren, die unser „Unternehmen Chortiza" bei der 123. Infanteriedivision auslöste. Während der Gefechte im Raume von Nikopol stellten

Vor 25 Jahren, am 12./13. Juli 1943, wurde auf Initiative der Kommunistischen Partei Deutschlands von deutschen Antifaschisten und kriegsgefangenen Soldaten und Offizieren in der Sowjetunion das Nationalkomitee „Freies Deutschland" gegründet. Unser Bild von der Gründungskonferenz zeigt am Tisch den Präsidenten des Nationalkomitees, Erich Weinert, neben ihm, stehend, den Dramatiker Friedrich Wolf, rechts davon, sitzend, Walter Ulbricht. In der ersten Reihe, zweiter von links, unser Autor Eberhard Charisius.

schließlich große Teile dieser Division die Kampfhandlungen ein. Unter ihnen waren auch viele Männer vom Infanterieregiment 416, die unter dem Kommando des Hauptmanns Schneider die Waffen streckten. Zu seinem Entschluß, so erklärte er, sei er durch unsere vorherige Aufklärungsarbeit gekommen. Hauptmann Schneider war auf der Insel Chortiza Kommandeur jenes Bataillons gewesen, in dessen Abschnitt Leutnant Arntzen an Land gegangen war. Bevor Arntzen damals zum Divisionsstab geleitet wurde, hatte Hauptmann Schneider mit fünf anderen Offizieren ein einstündiges Gespräch mit ihm geführt.

Auch im Stab sei es dann zu Diskussionen und Auseinandersetzungen über das Für und Wider meiner Botschaft gekommen, berichtete uns ein anderer gefangener Offizier. Generalleutnant Rauchs faschistische Vorgesetzte, die Übergabeverhandlungen drohen sahen, griffen ein und rügten ihn, weil unser Beauftragter bis in seinen Stab gelangt war. Darauf bekam es der General mit der Angst zu tun. Als treuer Gefolgsmann Hitlers rechtfertigte er sich, indem er den Feuerbefehl gegen das zweite Parlamentärboot erteilte.

Die Arbeit des Nationalkomitees „Freies Deutschland" an der Front war ein echter Kampf mit allen Anstrengungen und Gefahren des Krieges, ein Kampf um das Leben deutscher Soldaten und Offiziere, ein Kampf um die Zukunft unseres Volkes. Viele aufrechte deutsche Antifaschisten und Soldaten, die auf der richtigen Seite ihr eigenes Leben für das ihrer Kameraden einsetzten, sind dabei gefallen. Uns, die wir heute, 25 Jahre später, das entwickelte gesellschaftliche System des Sozialismus in der DDR errichten, bleibt ihr Tod Mahnung und Verpflichtung.

Fotos: privat (4), Zentralbild, Archiv

So begann auch „Unternehmen Chortiza": Über Lautsprecher wandten sich die Beauftragten des Nationalkomitees an die deutschen Soldaten.

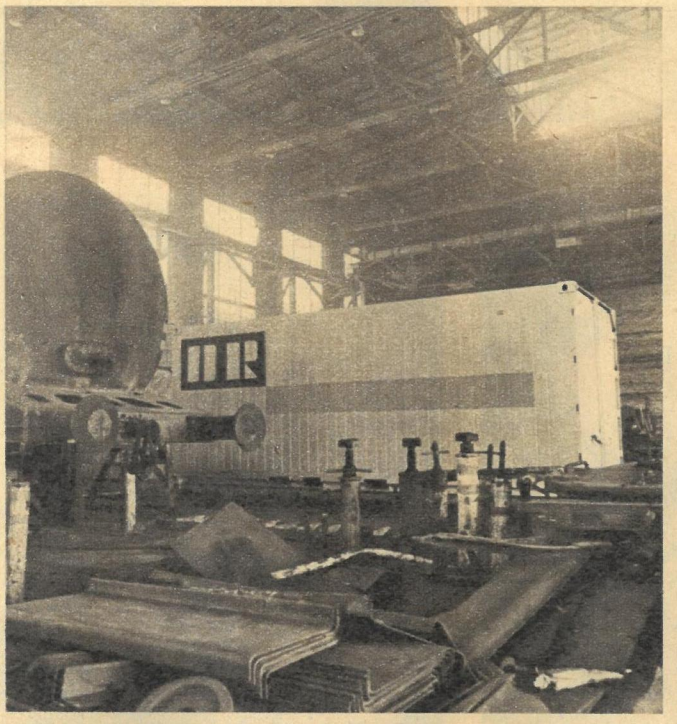
Frontbevollmächtigter Charisius übergibt den Parlamentären Rothe und Lier die Botschaft an Generalleutnant Rauch, Kommandeur der 123. I.-D.

Sowjetische Frontberichterstatter filmten die mutige Aktion der deutschen Antifaschisten bis zu ihrem vorläufigen tragischen Ende.

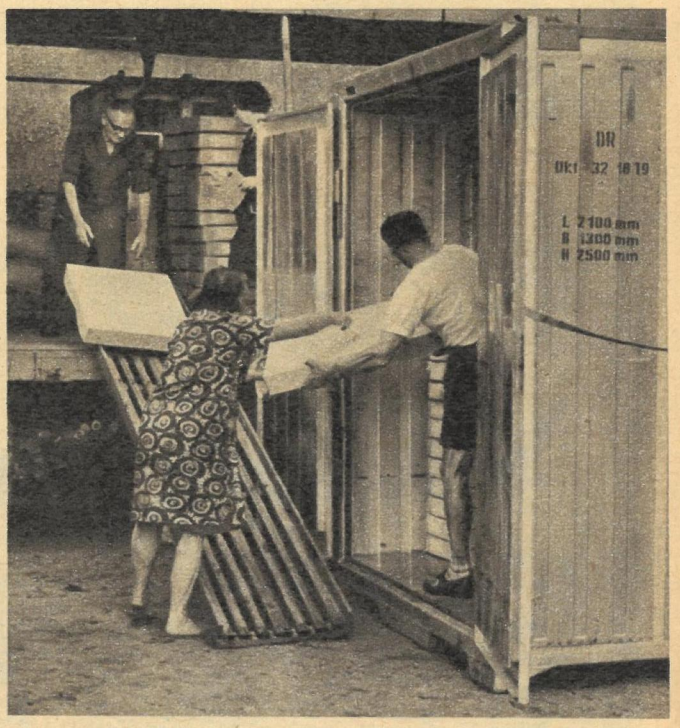
GERHARD SIELER

Freie Fahrt für die rollenden Kisten

29. Juni, 17.08 Uhr, Güterbahnhof Dresden-Neustadt. Die Strecke für den ersten planmäßigen Containerzug ist frei. 30 Containereinheiten, gefüllt mit Papier, Verpackungsmitteln, Waschmaschinen, Farben, Wirtschaftsglas, Honig, Autoreifen und Postgut aus dem Dresdner Raum, rollen von einer V 200 gezogen via Berlin nach Rostock. Das nüchterne Äußere dieser rollenden Kisten verrät nichts von der Bedeutung des Augenblicks. Dabei liegt ein Vergleich mit einem spektakulären Verkehrsereignis nahe – der Jungfernfahrt der ersten Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig vor 131 Jahren ...



RAW „7. Oktober" Zwickau – Wiege des Containerbaues. Am 4. Januar 1968 wurde der erste in der DDR gebaute Container den Experten vorgestellt.



VEB Herrenmode Dresden. Der Versand von Herrenkonfektion in das In- und Ausland ist in diesem Betrieb ohne Container nicht mehr denkbar.

Fachleute sagen für das letzte Drittel unseres Jahrhunderts eine Transportrevolution voraus, deren Bedeutung dem historischen Ereignis anno 1837 kaum nachstehen wird. Container, international genormte Blechkisten im Möbelwagenformat, werden tausendfach in Städte und Dörfer einziehen, über Gebirge und Meere reisen, durch die Lüfte schweben. Was sich wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht anhört, ist in Wirklichkeit ein wohldurchdachtes System zur Rationalisierung unseres Transportwesens. Zwei Tatsachen mögen ihre Notwendigkeit unterstreichen: Im vergangenen Jahr wurden in der DDR 646,7 Millionen Tonnen Güter transportiert. Die Kosten für den Transport eines Fertigerzeugnisses betragen heute selbst in hochentwickelten Industriestaaten bis zu 50 Prozent der Selbstkosten. Vor allem der zeitraubende Umschlag droht immer mehr zu einem Flaschenhals des Transports zu werden. Der Container löst jedoch nun dieses Problem genial, indem sich das Transportgefäß – seit der Fahrt der ersten Eisenbahn starr verbunden – von seinem Fahrgestell löst. Samt seiner Ladung kann der transportable Behälter beliebig auf LKW, Schiffe oder Flugzeuge umgesetzt werden. Durch ein einziges Kranspiel kann somit die Ladung eines Güterwagens „umsteigen". Damit ist es möglich geworden, eine durchgängig mechanisierte Transportkette vom Versender bis zum Empfänger einer Ware aufzubauen, bei der sich die Transportzeiten maximal um die Hälfte reduzieren lassen.

„Containeritis"?

Sie greift um sich, pflanzt sich fort wie eine „ansteckende Krankheit". Die schüchternen Bemühungen der einen provozieren die verstärkten Anstrengungen der anderen. In den großen Häfen der Welt ist ein Wettlauf entbrannt – ein Rennen um die profitable Blechkiste. Reeder, Stauereibetriebe und Eisenbahngesellschaften schließen sich eiligst zusammen, um Liegeplätze und Umschlageinrichtungen für die Container zu errichten. Tatsache ist: Ein herkömmlicher Stückgutfrachter verbringt heute die Hälfte seiner Lebenszeit im Hafen. Durch den Einsatz von Containern kann die Hafenliegezeit jedoch auf einen Bruchteil verkürzt werden, denn in drei Minuten ist ein Container aufs Schiff verladen. In England hat man errechnet, daß ein Hafenarbeiter, der gegenwärtig durchschnittlich 25 Frachttonnen umschlägt, künftig 600 Tonnen täglich bewältigen kann. Damit ergeben sich großartige Chancen für einen rationellen Seetransport. Da aber unter kapitalistischen Bedingungen nur finanzkräftige Firmen die notwendigen, sehr aufwendigen Investitionen dafür aufbringen können, bleiben bereits jetzt viele kleinere Firmen auf der Strecke. In Rotterdam wurden seit Beginn des Container-Umschlages über tausend Hafenarbeiter „freigesetzt". Experten prophezeien: In diesem mörderischen Rennen zwischen den kapitalistischen Häfen werde es nur Sieger und Besiegte geben.

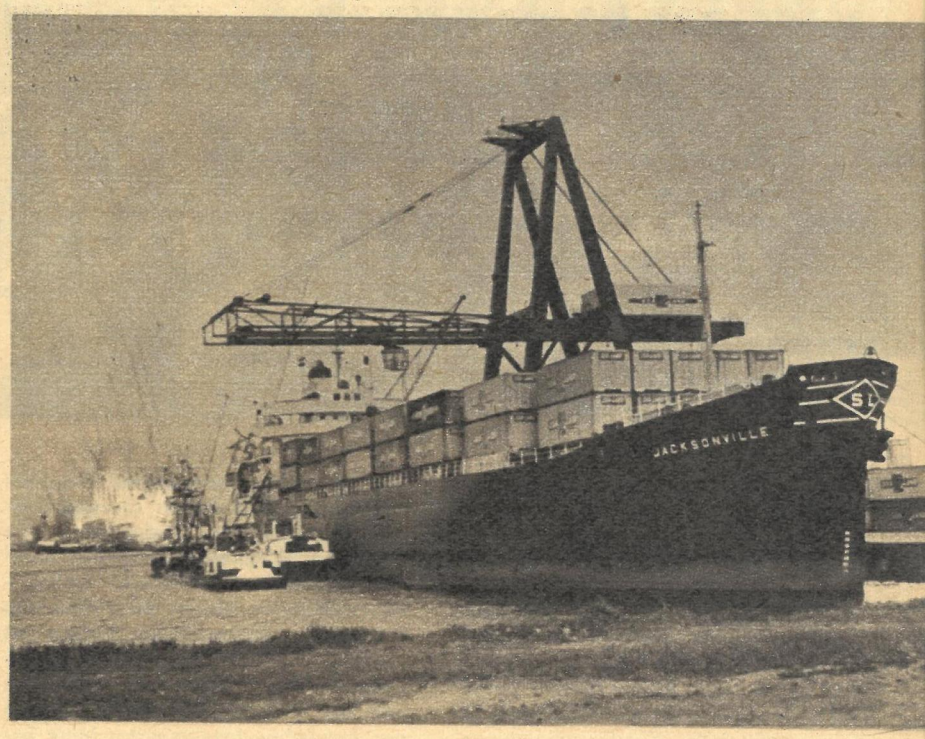
Für uns ist der Container eine echte Möglichkeit, das gesamte Transportwesen der DDR effektiver zu gestalten, unser Nationaleinkommen zu mehren. Deshalb die großen Anstrengungen, diese Errungenschaft der technischen Revolution erfolgreich, jedoch fern der Hektik kapitalistischen Profitstrebens zu nutzen. Unsere Bemühungen bauen auf den Zielstellungen des VII. Parteitages auf. Sie beruhen auf gründlich erarbeiteten Prognosen, die uns gestatten, das System einer ungebrochenen Transportkette planmäßig aufzubauen. Dabei werden wir vor allem die großen Möglichkeiten im Handel mit der Sowjetunion zu nutzen wissen.

Der Container geht alle an

Der Container, die überdimensionierte Blechkiste an sich, ist noch nicht produktiv. Erst in einem genau ausgeklügelten Zusammenspiel zwischen den Verkehrsträgern der Straße, der Schiene, des Wassers und der Luft offenbart er seine Vorzüge. Deshalb werden wir mit der Einführung des Containersystems eine der größten strukturpolitischen Entscheidungen unserer Zeit verwirklichen müssen, denn hier geht es nicht mehr nur um die Lösung eines Verkehrsproblems. Der Container wird erst dann seinen Zweck erfüllen, wenn es uns gelingt, seinen Weg bis an die Fließstraßen der Betriebe zu verlängern, aus gefüllten Containern heraus und in leere Container hinein zu produzieren. Ein solches Verfahren würde nicht nur den gegenwärtig noch umständlichen innerbetrieblichen Transport vereinfachen. Es spart uns auch Verpackungsmaterial ein. Müssen wir doch noch immer 30 Prozent unserer Holzimporte für Verpakkungszwecke verwenden. Containerisierte Waren dagegen kommen mit

Fortsetzung auf Seite 15

**Rotterdam-Europoort, Prinsess Margriethaven. Dieser Container-Terminal von Sea-Land ist seit September 1967 in Betrieb.
Gegenwärtig unterhalten zehn Container-Reedereien und Konsortien bereits einen festen Liniendienst nach Rotterdam.**



**Die „Jacksonville" war acht Tage von New York bis Rotterdam unterwegs, traf im Morgengrauen ein,
löschte und lud Container und verließ bereits vor Mitternacht
Rotterdam-Europoort.** Fotos: Groth (2), Buschmann, Winkler, Neumann

Erster Bericht über eine Reise nach München
Von Gerhard Graban (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

DER FEINE UNTERSCHIED

Ein letzter Blick durch das Fenster unseres Zugabteils auf München. Dann versinken in der Ferne die Türme des Alten Peter, der Frauenkirche, des Rathauses und schließlich auch der Fernsehturm am Oberwiesenfeld. Eine Woche in der Hauptstadt des Bundeslandes Bayern liegt hinter uns. Ironischer Kommentar meines Reporterkollegen: „Und wir sind nicht einmal im Hofbräuhaus gewesen!"
Dieses Versäumnis fordert von uns keine Rechtfertigung, aber sicher doch eine Erklärung, zumal wir auch den vielen anderen historischen Sehenswürdigkeiten der Stadt – vom Fremdenverkehrsamt mit viel Aufwand angepriesen – kaum Beachtung schenkten. Wir interessierten uns mehr für die lebendige Gegenwart, für die Menschen. Und – das muß kein Zufall gewesen sein – die Wege derjenigen, denen wir uns in diesen Tagen anschlossen, führten nun mal nicht in die Trinkstuben des „berühmtesten Bierausschanks der Welt".
Tausende zogen an jenem sonnigen Junisamstag mit roten Fahnen und Transparenten zum Wittelsbacher Platz. Hier trafen sich Antifaschisten, junge und alte, aus vielen Ländern Europas zu einer aufrüttelnden Kundgebung gegen Neonazismus und Faschismus in Westdeutschland. Der eine Demonstrationszug hatte sich in der Arcisstraße vor den Toren der Technischen Hochschule formiert. Es waren die Teilnehmer eines mehrstündigen Podiumgesprächs, Widerstandskämpfer gegen den Hitlerfaschismus, junge Arbeiter und Studenten, die über Ursachen und Erscheinungsformen des Neonazismus in Westdeutschland und die Möglichkeiten seiner Bekämpfung diskutiert hatten.
Das Riesenaufgebot an Polizei in Uniform und in Zivil hätte einen unbedarften Bundesbürger fast auf den Gedanken kommen lassen, daß hier sämtliche Bonner Minister als Gäste erwartet wurden, wenn nicht sogar er wüßte, daß diese Herren nur auf Revanchistentreffen und Hetzkundgebungen gegen die DDR auftreten.
Nicht dabei waren auf dem Wittelsbacher Platz Antifaschisten, ihre Kinder und Enkel aus der DDR. Ihnen hatte ein ebenso großes bewaffnetes Aufgebot des Bundesgrenzschutzes am westdeutschen Kontrollpunkt Rudolphstein die Reise nach München verwehrt. Die Nachricht über diese faschistische Aktion – man muß sie so nennen, denn alles, was sich gegen Antifaschisten richtet, ist faschistisch – hatte sich schnell herumgesprochen. Es hätte allerdings nicht erst der amtlichen Bestätigung durch den bayrischen Innenminister Merk bedurft, der die Demonstration gegen Neonazismus und Faschismus als Angriff auf die bundesdeutsche Staats- und Gesellschaftsordnung bezeichnete, um die Teilnehmer dieses Europatreffens von der brennenden Aktualität ihrer Losung zu überzeugen, die da lautet: „Widerstand jetzt!" Ein vieltausendfacher Protest gegen das Einreiseverbot der DDR-Delegation wurde laut. Doch er forderte auch Opfer.
In einer kleinen Wohnung in der Tulbeckstraße 36 sitzen wir am Krankenlager von Helmut Münch. Stockend erzählt er: „Am Freitagabend gingen wir auf die Straße, um öffentlich gegen das Einreiseverbot für DDR-Antifaschisten zu protestieren. Einer aus unserer Gruppe wurde von einem Polizisten gestellt und verhaftet. Wir anderen gingen in eine Gaststätte. Kurze Zeit darauf erschien jener Polizist wieder. Er trug nun Zivil, hatte aber sein blaues Diensthemd noch an. Nachdem er mit einigen Männern an einem anderen Tisch gesprochen und noch telefoniert hatte, verließ er die Gaststätte. Kurz darauf gingen auch sie. Als wir dann auf dem Heimweg waren, wurden wir von ihnen überfallen. Mir entrissen sie die Krücke – ich bin durch einen Unfall schwerbeschädigt – und schlugen mich damit zusammen." Mit einer Wunde am Kopf und Gehirnerschütterung ist Helmut Münch für längere Zeit ans Krankenlager gefesselt. Auf Grund jenes Unfalls kann der junge Münchner seinen Beruf nicht mehr ausüben, auf Grund seiner politischen Tätigkeit bekommt er nirgends Arbeit. Er ist ein Opfer des Faschismus, dreiundzwanzig Jahre nach dem Ende des „Dritten Reiches". Mit dem einen, feinen Unterschied, daß diejenigen, die ihn sozial wie physisch fertigmachen wollen, keine braune Uniform tragen.

Die Tage in München brachten uns viele interessante Begegnungen. Wir saßen einen Abend mit einem ehemaligen KZ-Häftling von Auschwitz und Buchenwald zusammen, lernten den Bruder des während der Osterdemonstration in München ermordeten Studenten Rüdiger Schreck kennen, besuchten einen jungen Buchdrucker, der aus politischen Gründen ein verlockendes Auslandsangebot ablehnte, sprachen mit Herrn Kurt Hirsch, einem verantwortlichen Mitarbeiter der Demokratischen Aktion, diskutierten mit Studenten und anderen. Darüber werden wir noch berichten.
Das ist der Grund, warum wir der freundlichen Einladung des Hofbräuhauswirts Toni Steiner nicht nachkommen konnten. Und, ehrlich gesagt, nach dem Besuch bei Helmut Münch hatten wir auch keine Lust mehr dazu. Denn der Gedanke, daß jene geschniegelt und gebügelt mit am Tische sitzen, die einen jungen Antifaschisten zusammengeschlagen haben, läßt einem den Appetit auf ein Münchner Bier vergehen.

Künstler aus beiden deutschen Staaten (unser Bild: Gisela May) trugen auf einer Abendveranstaltung im Zirkus-Krone-Bau ihren Protest gegen Faschismus und Krieg vor. Begeistert stimmte das vorwiegend junge Publikum zum Schluß in das Lied ein: „Wir sind die Moorsoldaten".

Krankenbesuch bei Helmut Münch, der auf Veranlassung eines Polizisten von Faschisten zusammengeschlagen wurde, weil er mit anderen gegen das Einreiseverbot für DDR-Antifaschisten nach München protestierte. Das Polizeiaufgebot war überhaupt sehr groß und nicht nur uniformiert.

Am Krematorium des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau erneuerten Widerstandskämpfer aus vielen Ländern Europas in einer eindrucksvollen Kundgebung ihren Schwur von 1945: „Nie wieder Faschismus! Nie wieder Krieg!" Mit ihnen demonstrierte die fortschrittliche Jugend Münchens.

Schöpfrad und Motorpumpe

Die 10 000-Tonnen-Frachter aus der Deutschen Demokratischen Republik sind in Indiens Häfen regelmäßige Gäste. Ich habe mehrfach beim Löschen der Ladung dieser Riesen in Kotschin, Bombay oder Madras zugeschaut und gesehen, wie neben Kisten mit Maschinenteilen und anderen Frachtgütern Tausende von Säcken mit der Aufschrift „German Democratic Republic" an den Kranseilen der Ladebäume aus den schier unerschöpflichen Schiffsleibern durch die Luft und an Land schwebten. Hafenarbeiter trugen dann die zwei Zentner schweren staubenden Lasten zu den bereitstehenden Eisenbahnwaggons: Kunstdünger für die Landwirtschaft. Unsere Republik ist für Indien der größte Lieferant von Kalidünger und leistet damit einen bedeutenden Beitrag für den zur Zeit laufenden vierten Fünfjahrplan, der als eines seiner Hauptziele die Unabhängigkeit Indiens von Lebensmittelimporten bis 1971 zum Inhalt hat.

Das ist ein kühnes und weitgestecktes Ziel. Im vergangenen Jahr mußte Indien noch etwa 700 Millionen Dollar für Lebensmitteleinfuhren aus dem Ausland ausgeben. Könnte man die Summe in diesem Sektor des Außenhandels einsparen, stünde sie für den Import weiterer Industrieausrüstungen und damit zur Schaffung zusätzlicher Arbeitsplätze für die etwa 12 Millionen Erwerbslosen zur Verfügung. Wie in fast allen jungen unabhängigen Staaten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas sind ausländische Valuten in dem Lande südlich des Himalaja sehr knapp, und man muß bei Importen sehr genau rechnen.

In absoluten Zahlen ausgedrückt heißt Unabhängigkeit in der Lebensmittelversorgung, daß die indische Landwirtschaft 1971 gemäß dem Plan 120 Millionen Tonnen Getreide erzeugen muß. Das bedeutet gegenüber der für 1966 geplanten Menge von 90 Millionen Tonnen eine Steigerung um ein Drittel. Wie schwer diese Aufgabe ist, kann man daran erkennen, daß zum Beispiel 1966 nicht die geplanten 90 Millionen Tonnen Getreide geerntet wurden, sondern nur etwa 72 Millionen Tonnen. Das war eine Folge der in jenem Jahr völlig unzureichenden Regenfälle. Die Dürre des Jahres 1966 führte bekanntlich in großen Teilen des Landes zu einer katastrophalen Hungerkrise. Auch die Ernte 1967/68 blieb hinter dem gesteckten Planziel zurück. So ist der Kampf um das 120-Millionen-Tonnen-Ziel, der Kampf gegen den Hunger, unendlich schwer.

Zwei Bilder sind heute noch typisch für das Leben auf dem Lande in Indien: Der Bauer, der hinter einem Ochsengespann den hölzernen Hakenpflug in die Erde drückt, so daß er die Krume wenigstens oberflächlich ritzt, und das altertümliche Wasserschöpfrad, das wie vor 1500 Jahren auch heute noch hauptsächliches Instrument ist, um zur Regenzeit das Wasser aus den Regenauffangteichen und -gräben auf die Felder zu befördern. Wenn im indischen Fünfjahrplan davon die Rede ist, die Produktivität der Landwirtschaft durch Modernisierung zu steigern, so geht es darum, den Holzpflug durch die eiserne Pflugschar, den Ochsen durch den Traktor, das Schöpfrad durch die Motorpumpe zu ersetzen und neben den vorhande-

Die innenpolitische Situation in Indien ist kompliziert, die einer Lösung harrenden Probleme sind vielschichtig. Die Zeit wird lehren, ob die Forderung des Kongreßpräsidenten Nijalingappa, nämlich den Boden endlich in die Hände derjenigen zu überführen, die ihn bearbeiten, mehr als deklarativer Natur ist. Unten: Eine an fischreichen Gewässern oft beobachtete primitive Art des Fischfangs.

nen Regenteichen eine große Zahl Tiefbrunnen zu bohren. Mit der Modernisierung soll auch der verstärkte Einsatz von Kunstdünger, Schädlingsbekämpfungsmitteln und ausgewähltem, ertragreichem Saatgut betrieben werden. Dreimal soviel Kunstdünger wie im vergangenen Planjahrfünft will die Regierung bereitstellen. Mehr Dörfer sollen elektrifiziert werden, um auch elektrische Maschinen betreiben zu können.

Das ist ein Programm von guten und nützlichen Maßnahmen. Aber es wird nur in die Tat umgesetzt werden, wenn der Kishan, der indische Bauer, in der Lage ist, es sich zu eigen zu machen und danach zu handeln. Man muß das Leben in indischen Dörfern an Ort und Stelle studiert haben, um ganz erfassen zu können, welche Voraussetzungen für die Verwirklichung der Pläne dort vorhanden sind. Meist gruppieren sich um die drei oder vier soliden Häuser und größeren Anwesen der reichen Großbauern viele ärmliche Hütten aus Lehmwänden und mit Palmstrohdächern, ohne Wasseranschlüsse, sanitäre Anlagen und elektrischen Strom. Die Hälfte der 66 Millionen Familien, die heute in den 560 000 indischen Dörfern leben, verfügen über weniger als einen halben Hektar Land. Ihr Lebensstandard ist unvorstellbar niedrig. Diese armen Bauern haben keinerlei Geldrücklagen. Sie können sich keinen Eisenpflug kaufen, geschweige denn einen Traktor oder eine Motorpumpe. Das Geld reicht auch nicht für den Erwerb von Kunstdünger oder für andere Ausgaben, um die Erträge zu steigern. Um das Familienbudget etwas zu erhöhen, wird noch zusätzlich zur Feldarbeit in vielen Hütten irgendeine Heimproduktion betrieben. Es werden Baumwollgarne gesponnen, Stoffe gewebt und bedruckt, Holzgeräte gedrechselt, Seile hergestellt und Töpferwaren angefertigt und auf dem Markt feilgeboten.

Soll der Modernisierungsplan der Regierung in der Landwirtschaft Früchte tragen, müssen die Mittel dafür als Kredite auf lange Zeit vorgeschossen werden. Die Regierung hat solche Gelder zur Verfügung gestellt, mit denen vor allem die sich entwickelnden landwirtschaftlichen Genossenschaften unterstützt werden, um den Gedanken der Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe der Bauern zu fördern. Gegenwärtig gibt es in ganz Indien wenig über 5000 solcher Genossenschaften mit etwa 110 000 Mitgliedern. Von 66 Millionen Bauernfamilien werden also nur wenige vielleicht auf dem Wege über die Genossenschaft Nutznießer solcher finanzieller Hilfe des Staates. Aber die Hauptmasse der verfügbaren Kreditmittel befindet sich nicht in den Händen des Staates, sondern bei den privaten Großbanken und Kreditinstituten. Diese Gelder aber sind wieder durch hohe Zinsen und geforderte Sicherheiten für arme Bauern ohnedies praktisch unerreichbar und kommen nur den reichen Großbauern, Großgrundbesitzern und Kapitalisten zugute. Das ist einer der Gründe dafür, daß die demokratischen Kräfte Indiens die Verstaatlichung der Banken fordern.

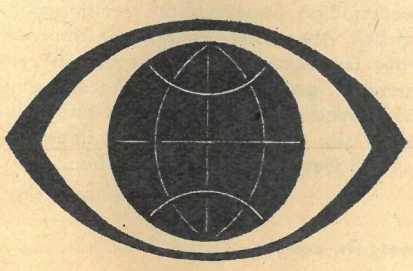
So ist der wirtschaftliche Fortschritt auf dem Lande, die Steigerung der Ernteerträge, eng mit einer Vielzahl gesellschaftlicher Probleme verknüpft. Auf eines der bedeutendsten wurde ich des öfteren hingewiesen, wenn ich in einem Dorfe abends vor Sonnenuntergang Männer und Frauen unter dem Banyanbaum beisammenhocken sah. Sie lauschten angespannt, während einer von ihnen stockend aber laut aus einer Zeitung oder einem Buch vorlas. Gerade auf dem Lande sind die des Lesens und Schreibens Kundigen noch sehr in der Minderheit. Verbunden mit der Unwissenheit sind Aberglauben und veraltete, zum großen Teil religiös gefärbte Vorstellungen vom Leben und der Arbeit auf dem Lande. Sie zu überwinden, die helle Flamme des Wissens in die Dörfer zu tragen, ist Voraussetzung für das Verständnis moderner Methoden der Landwirtschaft, für den richtigen Einsatz von Kunstdünger zur Steigerung der Bodenfruchtbarkeit ebenso wie für die zweckmäßige Organisation gemeinschaftlicher Arbeit. Aber dieser Prozeß der Überwindung der Gedankenwelt des Gestern ist ein revolutionärer gesellschaftlicher Prozeß, eine Auseinandersetzung mit jenen Kräften im Dorfe, die sich schützend vor alte, überholte Lebens- und Gesellschaftsformen stellen.

Hans-Victor Kreipe

Farbfotos: Dr. Langer

VOM GESTERN FÜR DAS MORGEN LERNEN ?

Unser Motto, eigentlich als Aufforderung gedacht, muß diesmal mit einem dicken Fragezeichen versehen werden. Ermittlungen in Sachen „Technische Denkmäler" führten uns nämlich an einen Ort Mittelsachsens, wo man auf technischem Gebiet offensichtlich bis heute nicht gewillt ist, vom Gestern für das Morgen zu lernen. Wie hätte es sonst geschehen können, daß in dieser Stadt — es handelt sich um Limbach-Oberfrohna — trotz Bemühungen vieler Bürger eine wertvolle Sammlung von Textilmaschinen kurzsichtig vernichtet wurde. Eiserne Maschinen wanderten in den Schrott (!), hölzerne Gegenstücke in eine Gerümpelecke, dem Verrotten preisgegeben (siehe Foto oben). Um zu retten, was noch zu retten ist, unterbreitet Zeit im Bild dieses Problem, verbunden mit dem Vorschlag eines Lösungsweges, der Öffentlichkeit.

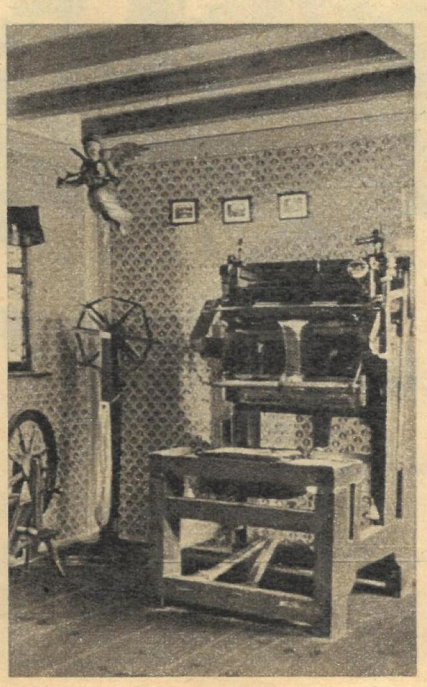


Wir halten es nicht für unsere Aufgabe, Recherchen anzustellen, wieso diese Textilmaschinensammlung in Limbach-Oberfrohna zerfallen konnte. Fest steht, daß hier in unverantwortlicher Weise Nationaleigentum vernichtet wurde. Fest steht: Was inzwischen in den Hochofen wanderte, ist unwiderruflich verloren. Was in einer Ecke des Limbach-Oberfrohnaer Theatergebäudes steht, kann bei einigen Bemühungen noch gerettet werden. Wir möchten versuchen, der Situation in Limbach-Oberfrohna eine positive Seite abzugewinnen. Das wird nicht einfach, aber trotzdem möglich sein. Hunderte Briefe aus allen Teilen der Republik gingen seit Beginn unserer Aktion mit Vorschlägen und Bereitschaftserklärungen zur Mitarbeit bei uns ein. Warum sollte das im speziellen Falle anders sein?

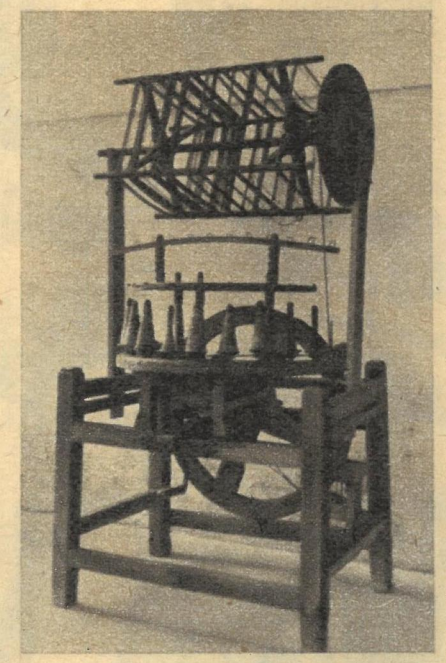
Englischer Rundstuhl, erfunden um 1800, für Handbetrieb und Warmabzug nach der Decke. Bis auf Einzelteile noch erhalten.

Es kann und darf uns nicht gleichgültig sein, wie alte und neuere Textilmaschinen aussehen und welche Arbeitsgänge an ihnen notwendig waren oder sind. Weil sich nämlich aus dieser Sicht ein umfassendes und gründliches Bild der Textilarbeiter und Textilmaschinenproduzenten, ihrer Fertigkeiten, ihrer Lebensgewohnheiten, ihrer Sorgen und Nöte und ihrer politischen und ökonomischen Stellung entwickeln läßt.

Obwohl schon oft betont, wiederholen wir an dieser Stelle noch einmal: „Die Geschichte liefert zum Zwecke der Erkenntnis über die unmittelbar ausstehende technische Entwicklung praktisch wirksame Einsichten, die ausschließlich durch die historische Betrachtungsweise gewonnen werden können." Aus diesem lehrreichen und erzieherischen Grund, und weil wir ehren und achten, was die Produktivkräfte an großartigen Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart schufen und schaffen, sind wir am Erhalt dessen, was in der Gerümpelecke liegt, und an einem Neuaufbau unter Einschluß aller noch an anderen Stellen vorhandenen Maschinen und Geräte aus dem Bereich der Textilindustrie interessiert, und



Blick in die Strumpfwirkerstube des ehemaligen Museums Limbach-Oberfrohna. Der Handkulierstuhl (etwa 160 Jahre alt) ist noch vorhanden.



120 Jahre alt ist diese ebenfalls noch erhaltene Zwirnmühle zum Zusammendrehen der Wirkfäden.

zwar im traditionell-historischen Raum des Bezirkes Karl-Marx-Stadt. Wenn wir jetzt nicht handeln, dann suchen wir in wenigen Jahren die ersten Malimo-Maschinen, mit denen die DDR eine Revolution der Textilproduktion einleitete, genau so mühsam zusammen, wie gegenwärtig die 150- bis 200jährigen Veteranen, die zu ihrer Zeit ebenso bedeutungsvoll waren. Auch auf diesem Gebiet sollten wir aus dem Limbach-Oberfrohnaer Gestern für das Morgen lernen, damit unser Motto wieder sein Ausrufezeichen erhalten kann.

Text: E. Kottwitz
Fotos: privat (3), Zentralbild, Kottwitz

Öffentliche Anfrage an die Oberbürgermeister und Bürgermeister aller Städte des Bezirkes Karl-Marx-Stadt

GESUCHT WIRD EINE STADT

eine Stadt, deren Bürger bereit und gewillt sind, eine schöne Aufgabe zu übernehmen. Deren Junge Techniker und Mitglieder der KdT an einem interessanten Objekt mitarbeiten möchten. Deren Arbeitsveteranen ihr ganzes Wissen und Können in den Dienst einer guten Sache stellen wollen. Deren Stadtväter ihrem Gemeinwesen zu einer Attraktion verhelfen möchten.

Wir glauben, daß jene Städte des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, deren Gesicht durch die Textilindustrie geprägt wurde und weiter geprägt wird, ein Recht darauf haben, in ihren Mauern den technischen Werdegang dieser Industrie und die Entwicklung der Produktivkräfte in Form einer Sammlung zu beherbergen. Und wenn wir dabei an Meerane dachten (Foto oben), dann, eingedenk der großen Traditionen dieser Stadt, gewiß nicht zufällig. Obwohl Meerane an dieser Stelle als Synonym für alle in Frage kommenden Gemeinwesen stehen soll.

Wir wissen, daß Interesse und Aktivität vorhanden sind, es fehlt oft nur noch ein letzter Anstoß, der damit gegeben sein soll. Wir wissen, daß in vielen Orten noch vereinzelt Textilmaschinen stehen und es lohnen würde, sie zusammenzuführen. Wir wissen, daß sogar noch Sammlungen von Spezialmaschinen existieren, darunter in Schlettau eine Reihe Posamentiermaschinen in privater Hand, die dem gleichen Ziel zugeführt werden könnten. Wir wissen aber auch, daß sich die drei Textil-VVB und die VVB Textima gemeinsam dem Unternehmen widmen müssen, wie es andere VVB an anderen Objekten bereits tun.

Wesentlich aber ist, daß sich eine der vielen Städte des Bezirkes bereit findet, dieser neuaufzubauenden Sammlung Heimstatt zu gewähren. Deshalb wurde dieser Beitrag geschrieben. Es ist höchste Zeit zu handeln!

VOM GESTERN FÜR DAS MORGEN LERNEN !

FREIE FAHRT

Fortsetzung von Seite 9

einem Minimum an Verpackung aus. Der VEB Herrenmode Dresden konnte bereits durch den Einsatz von Kleincontainern für den Versand im Inland und ins Ausland 388 Mark je Nettotonne an Verpackungsmaterial einsparen. Eine speziell entwickelte Vorrichtung ermöglicht, Herrenanzüge mit Kleiderbügel im Container aufzuhängen. Aus diesem „blechernen Kleiderschrank" kann der Empfänger die Ware – nach Größen und Sortiment geordnet – sofort verkaufen.

Der Container ist stabil und wetterfest. Deshalb ist es nicht unwahrscheinlich, daß er uns künftig den überdachten und umbauten Lagerraum gänzlich erspart. Container als Lagerhallen, vielleicht sogar als transportable Wochenendhäuser? Hier sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Wir stehen erst am Beginn des Containerzeitalters. Es bedarf in den nächsten Jahren der Überlegungen vieler Menschen, um die Vorzüge der rollenden Kisten so effektiv wie möglich auszuschöpfen. Keine Frage, der Container hat Systemcharakter. Er greift in viele Gebiete unseres gesellschaftlichen Lebens ein. Und wenn Experten meinen, daß mindestens zwei Millionen Menschen unserer Republik in nächster Zeit mit dem Container konfrontiert werden, so scheint mir diese Zahl auf keinen Fall zu hoch gegriffen.

Ein Werk stellt um . . .

Im Zwickauer RAW erzählt man sich, daß die Lokführer gern um den Schrottplatz einen großen Bogen machen. Das hat seinen Grund: Jede Woche werden dort drei der dampfenden und schnaufenden Schienenrösser auf Nimmerwiedersehen abgeschoben. Den Rest besorgen die Schneidbrenner. Seit sechzig Jahren wird im RAW „7. Oktober" in Zwickau die gute alte Dampflok repariert oder radikal verjüngt, sobald sie Altersschwäche zeigt. Doch die technische Revolution ist unerbittlich, hat vor Jubiläen wenig Respekt, macht auch um ein traditionsreiches Reichsbahnausbesserungswerk keinen Bogen. Sie setzt mit neuen wirtschaftlichen Traktionsarten, mit modernen Diesel- und Elektroloks das Dampfroß unserer Vorväter außer Kurs und zwingt tausend Menschen, sich über ihre eigene Zukunft und die ihres Werkes Gedanken zu machen.

In Zwickau hat man jedoch die Zeit nicht verschlafen. Erfahrene Facharbeiter und Konstrukteure verbündeten sich rechtzeitig mit der Zukunft – dem Container.

Im November vergangenen Jahres entstanden die Konstruktionsunterlagen. Bereits am 4. Januar konnte der erste in der DDR entwickelte Großcontainer den Experten vorgeführt werden. Gleichzeitig wurde die Technologie für seine künftige Großproduktion entwickelt. Natürlich lassen sich sechzig Jahre Tradition nicht über Nacht aus dem Gedächtnis löschen. Manchem Zwickauer Schlosser und Kesselschmied fällt deshalb der Weg ins berufliche Neuland nicht leicht. Sich von lieb gewordenen Gewohnheiten zu trennen, auf die alten Tage noch hinzuzulernen, ist keine Kleinigkeit. Doch die Führungskräfte dieses Werkes bemühen sich gemeinsam mit den gesellschaftlichen Organisationen, jeden einzelnen für die neue Aufgabe zu gewinnen, ihm mit der Perspektive des Werkes auch ein Stück persönliche Zukunft vor Augen zu führen. Der Container rollt bereits. Er leitete für die Zwickauer eine neue Epoche ein. Aber er wird auf seinem künftigen Wege Hunderttausenden, ja Millionen Menschen begegnen. Er wird an Werktore und Arbeitsplätze pochen. Er wird an alten, eingefahrenen Denkweisen rütteln und an jeden die Frage stellen: Wie stellst du dir die Zukunft vor?

Krimi-nal-fälle ohne Bei-spiel

TATSACHENBERICHT
VON GUNTER PRODÖHL

22

DIE LETZTE MEILE

Noch bevor Jim Nashville in den Händen der Polizei war, stand es für Major Hunting fest: Der junge Neger mußte des Mordes an dem Multimillionär George Allan Martin aus Griffin im USA-Staat Georgia überführt werden. Ein Weißer war ermordet worden, da ließ sich politisches Kapital daraus schlagen, und das Opfer sollte — wie schon so oft — ein Neger sein. Die Honoratioren des Staates erwarteten von Hunting, daß er den festgenommenen Nashville als Mörder entlarvte. Wie und auf welche Weise, das war seine Sache. Aber noch war die Beweiskette lückenhaft; die für den völlig ahnungslosen Jim äußerst qualvolle Vernehmung führte zu keinem Ergebnis. Vor den Toren des Polizeihauptquartieres warteten indessen die Zeitungsreporter, um noch ein Bild von dem angeblichen Mörder zu schießen. Das ging aber wegen der Verletzungen im Gesicht nicht. Doch Hunting wußte Rat.

Er ging um den leeren Schreibtisch herum, öffnete die Schublade und entnahm ihr eine abgegriffene Geldscheintasche, die Nashville mit anderen persönlichen Sachen vor der Vernehmung abgenommen worden war. Er nahm aus der Tasche ein paar Dollarscheine und eine zusammengefaltete Zeitungsseite, die er auseinanderblätterte, ehe er sie dem Kriminalbeamten reichte. Es war ein herausgerissenes Illustriertenfoto, das Jim Nashville betend in einer Kirche zeigte. Der Text zu dem Bild lautete: „In gläubiger Demut erwartet dieser junge Neger das Ende einer langen Nacht in der alten Methodistenkirche von Montgomery (ALABAMA). Nach schweren Rassenkrawallen belagerte der Mob auch das Gotteshaus, in dem ein Teil der Schwarzen Zuflucht vor den Ausschreitungen gefunden hatte. Werden sich Glaube und Toleranz stärker erweisen als der unchristliche Haß der weißen Rassenfanatiker?"

Nachdem Hunting noch einmal das Bild betrachtet hatte, zögerte er, es den Reportern zu geben. „Das ist, glaube ich, doch nicht geeignet."

Der junge Kriminalbeamte nahm es ihm aus der Hand, sah es grinsend an und sagte: „Warum denn nicht? Gerade. Das macht doch die Scheinheiligkeit dieser Brut schön deutlich."

Keine Zeitung des Staates Georgia verzichtete darauf, das Foto des betenden Jim Nashville in großer Aufmachung zu veröffentlichen und zu einer neuen infamen Rassenhetze zu mißbrauchen. Mit schreienden Überschriften, wie „Der betende Mörder" oder „Mit diesen Händen erschoß Nashville George Allan Martin", wurde er als Mörder angeprangert, noch ehe die polizeilichen Ermittlungen abgeschlossen waren.

Das Städtchen Griffin glich am nächsten Nachmittag einem Heerlager. Von überallher waren die weißen Farmer mit ihren Chevrolets, Fords und Buicks gekommen und belagerten die Kneipen und Snake-Bars, die rund um das hölzerne Polizeigebäude des Sheriffs Brook lagen. Aus den Zeitungsberichten wußten sie, daß Jim Nashville am Abend vorher schon zur Aburteilung nach Griffin überführt worden war und in der Polizeistation einsaß. Die Negerbevölkerung Griffins wagte sich nicht mehr aus ihren Häusern, verbarrikadierte die Wohnungstüren oder flüchtete aus der Stadt. Wer dabei Weißen in die Arme lief, wurde zusammengeschlagen und brutal mißhandelt. In den Kneipen und Bars tranken sich die Farmer voll Whisky und steigerten sich mit jedem Glas mehr in eine Pogromstimmung. Als es dunkel wurde, rotteten sich vor der Polizeistation des Sheriff Trupps Betrunkener zusam ten Viehstricke und Wäs Fahnen hin und her un grölenden Sprechchören gabe des Negers. Sheriff seine Landsleute zu ke überzeugt, sie würden sic keelerei abreagieren ur betrunken wie sie waren, Schnapstheken zurückkeh Zur gleichen Zeit war Poli ting bei Betty Martin, um mal über den Hergang vernehmen und von ihr b kommen, daß der Man Martin erschossen hatte, war. Die Zeitungsberich nachrichten und Fernse übereinstimmend meldet festgenommene Neger d blieben auf dieses Verh Einfluß. Versicherte Bett fangs noch, daß sie in überhaupt nicht darauf wer außer ihrem Mann n zimmer war, ja gar nicht können, ob noch ein zwe war, weil ihr Mann das knipst hatte und der Rau vom Bild des Fernseha leuchtet war, räumte sie stiven Fragen Huntings ein, daß es Nashville könnte.

Der Major gab sich damit frieden: „Überlegen Sie genau, Madame! Sie hör Schuß, stürzten aus dem standen an der Tür. In war zwar kein Licht, abe Raumes, der, von Ihnen hinter dem Fernsehapp doch von dem Schein des erhellt. Und auf der Ter die Lampen. Nashville s mal, rannte dann erst zur flüchtete über die vier Me rasse, die hell erleuchtet sen ihn doch gesehen ha Betty Martin zuckte nur Schultern.

„Ich weiß es nicht so ge so aufgeregt, weil der rat . . ."

„Bewußt haben Sie es erfaßt, Madame, aber S Auto. Da wissen Sie do man nur geradeaus blick triert auf die Fahrbahn man unbewußt wahr, wen links oder rechts ein Fußg Wagen zuläuft. Nachhe auch sagen, Sie hätten kommen sehen, und ha bremst, um ihn nicht zu ü

„Sicher, das ist mir schon mehrmals passiert", räumte sie ein.

„Na, sehen Sie, nicht anders war es auch vorgestern abend. Sie müssen sich nur zu erinnern suchen. Wir wissen doch schon, daß Nashville es war, wir haben die Pistole bei ihm gefunden, die Untersuchung hat eindeutig ergeben, daß die Schüsse, die Ihren Mann töteten, aus diesem Revolver hier abgegeben wurden . . ." Hunting kramte aus seiner Aktentasche den Pappkarton mit dem Revolver, öffnete ihn und legte dann langsam und gewichtig den Webley-Revolver vor Betty Martin auf den Tisch. Dazu packte er eine dünne Akte, die die Protokolle der durchgeführten Untersuchungen enthielt. Er schlug sie auf und blätterte sie flüchtig durch.

„Hier ist das Protokoll über die Durchsuchung des Hotelzimmers. Der Hotelportier war dabei anwesend und hat hier unterschrieben. Hier der kriminaltechnische Bericht über die Waffenüberprüfung, das Obduktionsprotokoll, in dem die Geschosse identifiziert sind . . . Es ist doch alles lückenlos." Er klappte die Akte wieder zu. „Es fehlt nur noch Ihre Aussage, dann kann die Anklage erhoben werden."

Der Revolver, die Protokolle, die Zeitungsberichte, der unaufhörlich auf sie einredende Polizeimajor, die Frau wußte keinen Ausweg mehr. Sie hatte den Mörder nicht erkannt, gar nicht sehen können, weil sie erst von dem Geräusch des heruntergestürzten Fernsehapparates erschreckt worden war, auf die Schüsse nicht geachtet hatte. Aber sie wagte nicht mehr, sich dem Wortschwall des Polizeioffiziers zu widersetzen.

Wenn Nashville der Mörder war, mußte sie ihn gesehen haben! Das unterdrückte alle ihre Zweifel.

„Also gut. Was muß ich tun?"

Hunting atmete erleichtert auf, packte hastig seine Akte und den Revolver ein und stand auf.

„Sie müssen mit mir zur Polizeistation kommen und dort Nashville identifizieren. Dann nehmen wir ein Protokoll darüber auf, und alles ist für Sie erledigt."

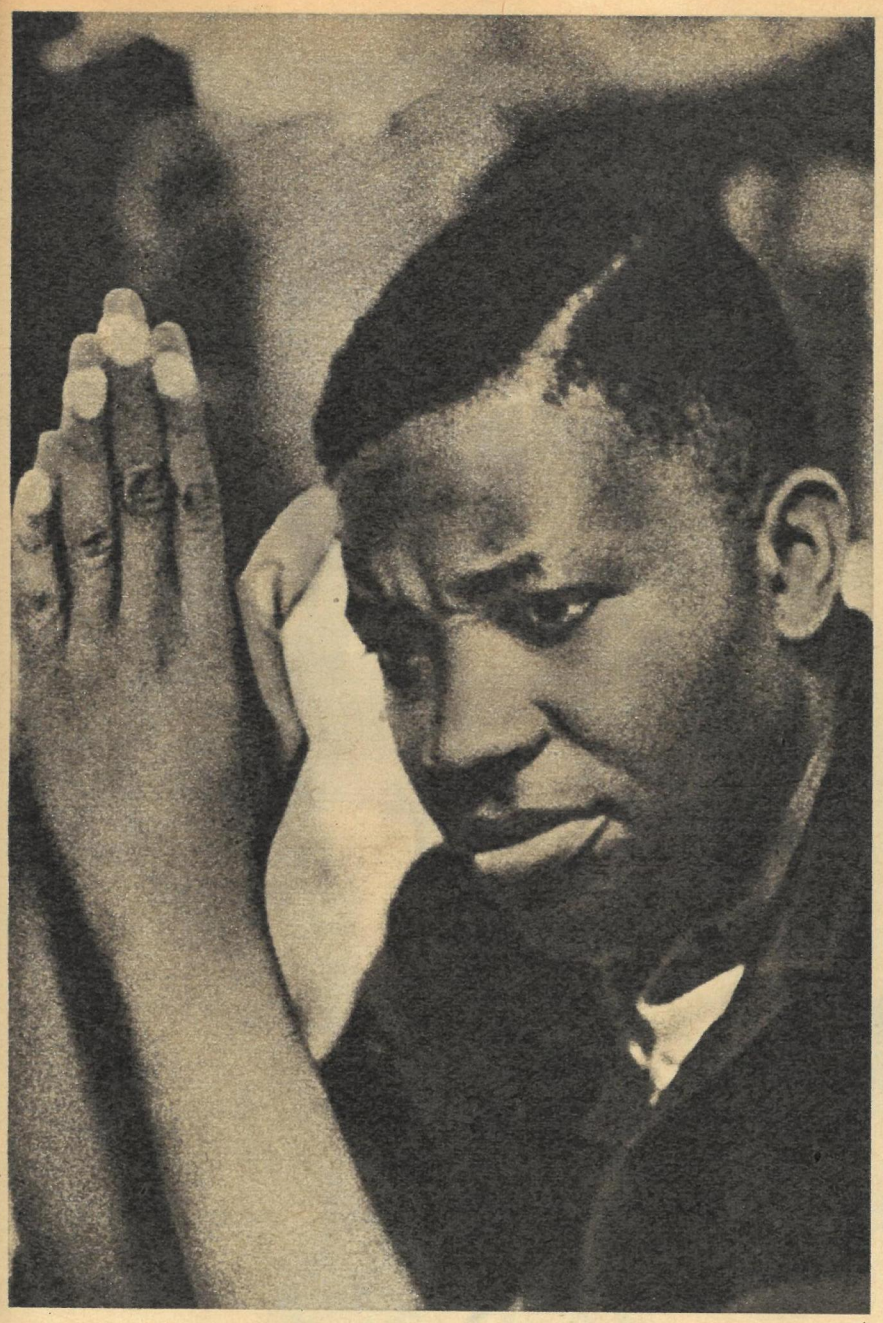
Betty Martin streckte entsetzt die Hände aus.

„Das kann ich nicht. Ich kann ihm nicht ins Gesicht sagen . . . Ich bin mir doch nicht so sicher. Gewiß, es muß ja alles so gewesen sein, wie Sie sagen, aber ich weiß es doch nicht. Brauchen Sie denn meine Aussage überhaupt noch?"

Hunting nahm wieder Platz.

„Madame. Ihr Mann ist ermordet worden. Das ganze Land ist darüber empört. Man wird Ihre Zurückhaltung anders deuten. Ihr Mann, sicher guten

In Griffin regierte der weiße Mob, deshalb rückte die Staatspolizei ein.



Schamlos mißbrauchte die amerikanische Presse dieses Bild Jim Nashvilles, um die Stimmung gegen den Unglücklichen anzuheizen und der infamen Rassenhetze neue Nahrung zu geben.

Willens, war für eine Politik der Rassengleichheit. Sein Tod hat ihn selbst widerlegt. Es gibt keine Gleichheit der Rassen. Neger bleiben Neger. Was seit zweihundert Jahren ungeschriebenes Gesetz ist, läßt sich nicht mit ein paar Federstrichen in Washington aus der Welt schaffen. Uns, den Weißen, gehört dieses Land, und nicht den Schwarzen. Denken Sie auch an das Geschäftsunternehmen Ihres Mannes, das Sie jetzt verwalten müssen. Sie ruinieren es mit einem Schlag. Man wird es boykottieren, wenn man erfährt, daß Sie den Mörder eines Weißen decken wollen."

Als sich der Polizeiwagen, in dem Hunting Betty Martin zum Sheriff bringen wollte, der Polizeistation näherte, war das einstöckige, blockhausartige Gebäude von einer kochenden, jaulenden Menschenmasse betrunkener Farmer umlagert. Die Fensterläden waren verriegelt, der Eingang verschlossen. Steine, in angezündete Benzinlappen gewickelt, wurden gegen das Gebäude geschleudert, um es in Brand zu setzen. Leere Whiskyflaschen flogen ziellos durch die Luft, in der Mitte der Menge schwappte das weiße Dach des Sheriff-Wagens auf und nieder, hochgehoben von einem Dutzend Betrunkener, die versuchten, ihn umzukippen. Im Rhythmus dazu brüllte es durch die Dunkelheit: „Nashville her, Nashville her, Nashville her . . ." Dabei wurden unzählige zu Schlingen geknüpfte Stricke, Abschleppseile meist, über den Köpfen wie Lassos geschwungen.

Hunting stoppte den Wagen, ehe die rasende Menge auf ihn aufmerksam wurde, zog ihn im Rückwärtsgang in eine Nebenstraße und rief von hier über das Sprechfunkgerät den Sheriff an. Dessen Tochter bediente die Funkanlage, war aber so aufgeregt, daß sie keinen zusammenhängenden Satz herausbrachte. Hunting verstand immer nur: „Sie wollen ihn lynchen . . ." Dann kam endlich Brook ans Gerät. Er hatte solange mit zwei entsicherten Revolvern hinter der Tür gestanden. Er informierte Hunting, daß er schon seit einer Viertelstunde Staatspolizei aus Atlanta angefordert hatte, aber befürchtete, daß die Polizeistation vor ihrem Eintreffen noch gestürmt würde.

„Sehn Sie zu, daß Sie von hinten unbemerkt ans Haus 'ranfahren können. Dort ist zwar keine Tür, aber ich kann ihn durch die Bodenluke 'rauslassen. Er muß hier weg, sonst hängen sie ihn auf." –

Das Vorhaben gelang in letzter Minute. Während vorn die Tür des Gebäudes mit herausgerissenen Pfählen des Vorgartenzaunes aufgerammt wurde und die ersten Betrunkenen dem Sheriff die Zellenschlüssel abnahmen, ihn dann in sein Büro einsperrten, kroch Jim Nashville auf der anderen Seite des Hauses aus der Bodenluke, ließ sich in seiner panischen Angst das Dach herunterrutschen und blindlings drei Meter in die Tiefe fallen.

Der Mann, der nur einen Gedanken hatte, Nashville auf den elektrischen Stuhl zu bringen, las ihn mit verstauchtem Fuß auf, schleppte ihn keuchend zum Wagen, rettete ihn vor dem mordgierigen weißen Mob, um ihn wegen eines nicht begangenen Mordes vor Gericht stellen und nach Recht und Gesetz zum Tode verurteilen lassen zu können. Die nicht mehr aufzuhaltende Meute entmenschter Weißer, in noch mehr Wut und Haß versetzt, weil Jim Nashville ihr entkommen war, suchte sich blindlings ein anderes Opfer. Ein Neger, fast siebzigjährig, wegen Landstreicherei inhaftiert, wurde wie ein Stück totes Vieh aus der Zelle gezogen, an den Beinen über den Korridor auf die Straße geschleppt und schließlich geschlagen, bespuckt, getreten und schon ohnmächtig mit einem Abschleppseil an die hintere Stoßstange eines Straßenkreuzers gebunden. Daß er auf grausamste Art zu Tode geschleift wurde, unterblieb nur, weil endlich das angeforderte Kommando Staatspolizei aus Atlanta eintraf und mit in die Luft gefeuerten Warnschüssen die Horde aufgewiegelter Mörder in die Flucht trieb.

★

Zwei Monate später begann im Bezirksgericht Griffin, einem altmodischen Sandsteingebäude, dessen Verhandlungsraum kaum hundert Personen Platz bot, der Mordprozeß gegen Jim Nashville. Vor dem Gebäude hatten fünfzig Mann Staatspolizei Wache bezogen, um neue Ausschreitungen zu verhindern. Sie standen während der drei Prozeßtage nutzlos herum. Obgleich Griffin wieder von Farmern aus allen Teilen des Landes überschwemmt war, herrschte diesmal keine Pogromstimmung mehr, sondern eher ausgelassene Freude wie bei einem Volksfest. Kein Mensch in Griffin arbeitete an diesem Tage, die Kinder hatten schulfrei, und fast alle Geschäftsleute hatten ihre Läden geschlossen. Da wegen der vielen zum Prozeß gekommenen Zeitungsreporter nur fünfzig Einlaßkarten zur Verhandlung ausgegeben worden waren, versammelten sich die meisten Menschen in einem eigens dafür errichteten Zirkuszelt, wohin die Verhandlung durch Lautsprecher übertragen wurde. Das erlaubte ihnen auch, Bier und Whisky zu trinken, Eiskrem zu lutschen und alle im Gerichtssaal sich abspielenden Vorgänge lauthals zu bejubeln oder zu beschimpfen.

Diese friedlichen Begleitumstände kamen nicht von ungefähr. Einmal war man stolz auf die Polizei- und Justizbeamten, die den gehaßten Mörder rechtschaffen seiner Tat überführt hatten, zum anderen hatte die wochenlange Pressehetze gegen Nashville einem Mann zum Sieg bei den Gouverneurswahlen verholfen, der fanatischer als jeder andere die Gleichstellung der Neger unterdrückte. Die illegalen Buchmacher, die sonst nur heimlich Wetten fürs verbotene Zahlenlotto und für Pferderennen entgegennahmen, konnten während des Prozesses ungestört öffentlich Wetten über den Ausgang des Prozesses kassieren. Wobei es nur noch darum ging, ob Jim Nashville zum Tode oder zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt werden würde. Auf einen Freispruch zu setzen, hätte ohnehin niemand gewagt; er wäre öffentlich verprügelt worden.

Die vom Gesetz vorgeschriebene Pflichtverteidigung des Angeklagten war einem Anwalt übertragen worden, der noch nie in seinem Leben einen Mordprozeß geführt hatte. Er hieß James Wood, war achtundfünfzig Jahre alt und seit dreißig Jahren damit beschäftigt gewesen, Landstreicher und Hühnerdiebe zu verteidigen. Als Wood am Morgen des ersten Verhandlungstages mit seinem alten Chevrolet vor dem Gerichtsgebäude vorfuhr, machte ihm die Menge Neugieriger mit jenem reservierten Widerwillen Platz, den man einem Boxer entgegenbringt, der den Lokalmatador herausgefordert hat und nur die Chance besitzt, die erste Runde ohne K.-o.-Schlag zu überstehen. Respektvoller Applaus begrüßte dagegen den Richter Frank Mitchell aus Atlanta und den Staatsanwalt Frank Nash.

Jim Nashville, auf dessen Ankunft die vielen hundert Menschen eigentlich warteten, war sicherheitshalber schon am Abend vorher in einer Wartezelle des Gerichtsgebäudes einquartiert worden. Die zwölf Geschworenen, die noch formal das „Schuldig wegen Mordes" zu verkünden hatten, waren selbstverständlich Weiße. Zwei Kaufleute, ein Bankprokurist, drei Hausfrauen, zwei Farmer, ein Drogist, ein Bauunternehmer und eine Lehrerin. Alles ausgesucht ehrenwerte Bürger, die kein Hehl aus ihrer Einstellung gegenüber dem Angeklagten machten.

Obgleich es schien, als sei die ganze feierliche Verhandlung nur noch eine gesetzliche Formsache, kam es dennoch gleich nach Beginn zu erregten Tumulten im kleinen Zuhörerraum und vor allem im Zirkuszelt. Auf die routinemäßige Frage des Gerichtsvorsitzenden, ob sich der Angeklagte für schuldig oder nicht schuldig bekennen wolle, antwortete an Stelle des völlig apathischen und mutlosen Negers der von niemand ernst genommene Verteidiger Wood mit lauter Stimme: „Nicht schuldig, Euer Ehren."

Minutenlang dauerte es, bis der Richter wieder die Ruhe im Verhandlungssaal hergestellt hatte.

Zufrieden mit dem Ablauf der Verhandlung war man erst, als der Staatsanwalt seine Anklagerede vortrug, versprach, daß er den Beschuldigten seiner Tat lückenlos überführen werde, und als erste Zeugin Betty Martin in den Zeugenstand rief. Jetzt kamen die Leute auf ihre Kosten. Ganz in Schwarz gekleidet, ging sie langsam durch den Gerichtssaal zu dem Podest neben dem Richtertisch, setzte sich starr hin und leistete mit kaum verständlicher, schmerzerfüllter Stimme den vorgeschriebenen Zeugeneid.

Staatsanwalt Nash ließ die Erscheinung der bedauernswerten Witwe gebührend auf die Geschworenen einwirken und sagte dann erst mit verhaltener Stimme: „Mrs. Martin, wir alle wissen, was Sie in den letzten Wochen durch die Schuld des Angeklagten durchmachen mußten und welcher Schicksalsschlag Sie ereilte. Ich möchte Sie dennoch bitten, sich bei Ihren Aussagen nicht von durchaus verständlichen Haß- oder Rachegefühlen gegenüber dem Angeklagten leiten zu lassen."

Betty Martin nickte zustimmend und begann dann mit brüchiger Stimme die Vorgänge am Abend des Mordes zu erzählen. Sie stockte erst, als ihr der Staatsanwalt die Frage stellte, ob sie den Mann, der die fünf Schüsse abgefeuert hatte, gesehen und erkannt habe. Als sie, vom Schmerz überwältigt, wie jeder im Saal glaubte, nicht antwortete, wandte sich Richter Mitchell helfend an sie: „Mrs. Martin, wir respektieren durchaus Ihre Gefühle. Aber für das Gericht sind Ihre Angaben unentbehrlich. Wenn Sie eine Pause wünschen . . ."

Entschlossen richtete sich Betty Martin wieder auf und sagte gefaßt: „Ja, ich habe ihn gesehen und auch sofort erkannt."

Im Zuhörerraum herrschte lautlose Stille, als Staatsanwalt Nash sie nun fragte: „Befindet sich dieser Mann hier im Gerichtssaal?"

„Ja", hauchte Betty Martin.

„Dann zeigen Sie ihn uns bitte."

Wieder folgte eine Pause, dann hob sie den rechten Arm, in der Hand ein kleines Taschentuch haltend, mit dem sie sich ab und an die Tränen aus dem Gesicht wischte, und reckte ihn in Richtung auf die Anklagebank.

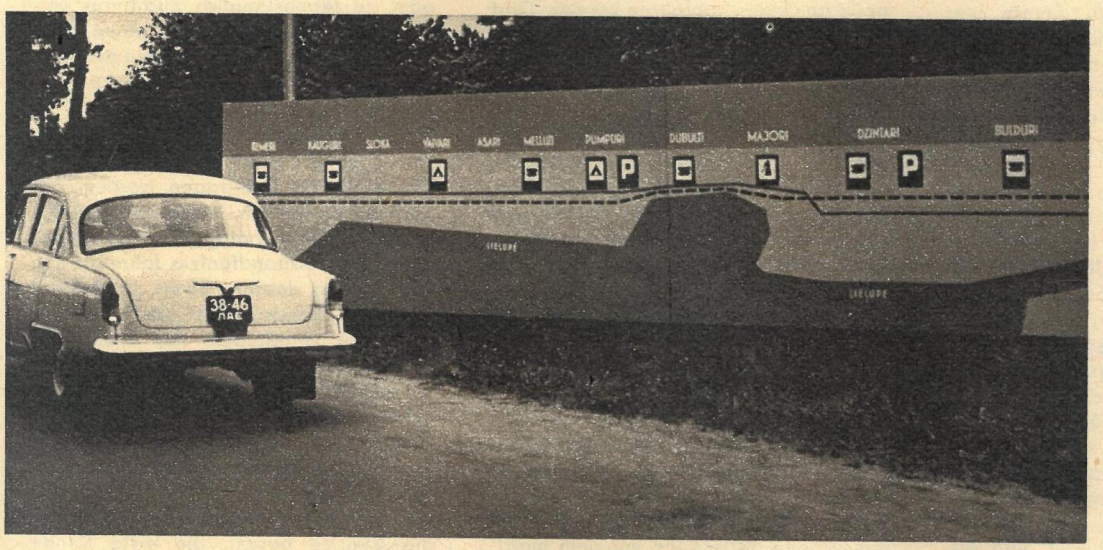
„Dort sitzt er. Er war es!"

Fortsetzung folgt

Grüße von Strand zu Strand

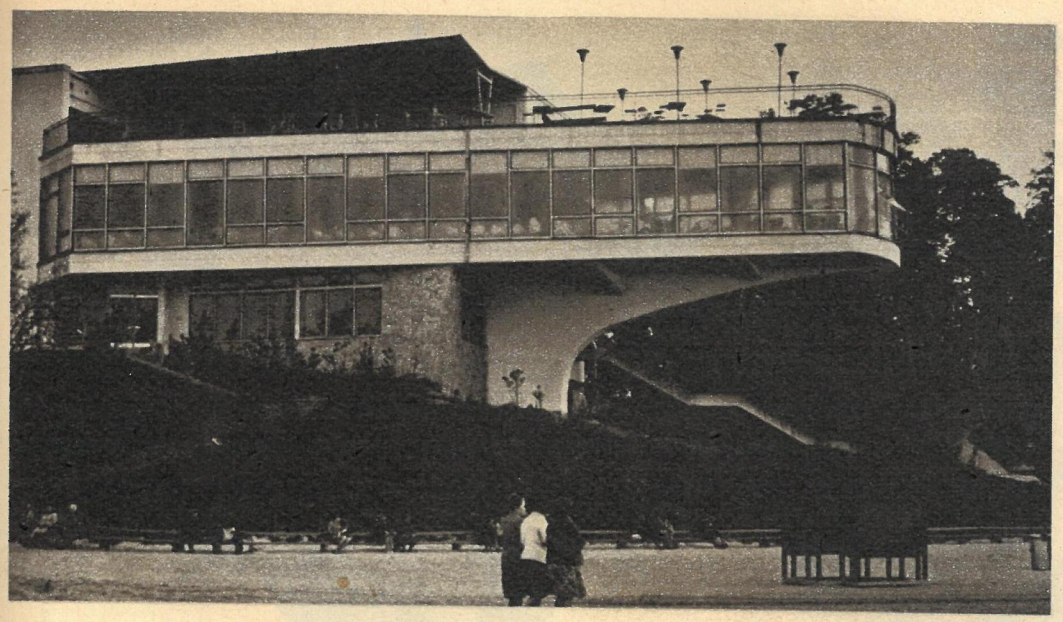
Die Rigaer besitzen eine Badewanne für die ganze Stadt. Wohlgemerkt – die Betonung liegt auf „ganze Stadt". Diese Wanne ist groß genug, alle Badefreudigen der Millionenstadt auf einmal aufzunehmen. 200 000 sind es manchmal sommertags. Die meisten von ihnen bringt die Schnellbahn in 15 bis 20 Minuten an eine der 13 „Einstiegstellen" der Riesenwanne. Sie haben es sicher schon erraten: Die große Wanne ist die Rigaer Bucht, und die Einstiegstellen sind die 13 Seebäder zwischen Lielupe und Kemeri. Sie liegen auf einer schmalen Landzunge, die durch eine Schwenkung des Flusses Lielupe gebildet wird.

Wie Perlen einer Kette reihen sich die Bäder, allesamt in alten Kiefernwald gebettet. Sie bieten sowohl an ihrer Seeseite wie auch zum Fluß Lielupe hin reizvolle Bade-, Wander- und Erholungsmöglichkeiten. An Kinos und Estraden mangelt es nicht, und da man in Lettland gut und reichlich ißt, auch an Restaurants und Cafés nicht. Der Clou des 25 Kilometer langen Sandstrandes aber ist die Gaststätte „Jurmalaperle". Kühn im Schiffsheckstil erbaut, ragen die Gasträume weit über den Strand hinaus. Erklärlich, daß man von hier eine phantastische Aussicht genießen kann. Im Gegensatz zu unserer Ostseeküste sind die Wasser der Bucht nur schwach salzhaltig und liegen sehr windgeschützt. Ansonsten gibt es viel Gemeinsames: den feinen Sandstrand, die Daugavamündung, den nahen Hochseehafen Riga, in dem unsere Urlauberschiffe oft vor Anker gehen. Dieser Tatsache und dem unablässigen Bemühen der Ostseevölker, den Frieden zu erhalten und zu sichern, ist es wohl zu danken, daß Jahr für Jahr viele Rigaer zur Ostseewoche unseren Strand besuchen und sich in Rostock und Warnemünde heimisch fühlen. Und die dieses Jahr nicht kommen konnten, die gaben uns herzliche Grüße mit, Grüße von Strand zu Strand.



Farbfoto: Morgenstern
Fotos: Friedemann
Text: Kottwitz

Bäderkundendienst – so sorgfältig ist zwischen Lielupe und Kemeri, das übrigens ein hervorragendes Sanatorium beherbergt, alles organisiert. Viele Rigaer besitzen in Strandnähe ein kleines Häuschen, das sie den ganzen Sommer über bewohnen. Zur Arbeit fahren sie mit der elektrischen Bahn, maximal eine halbe Stunde.



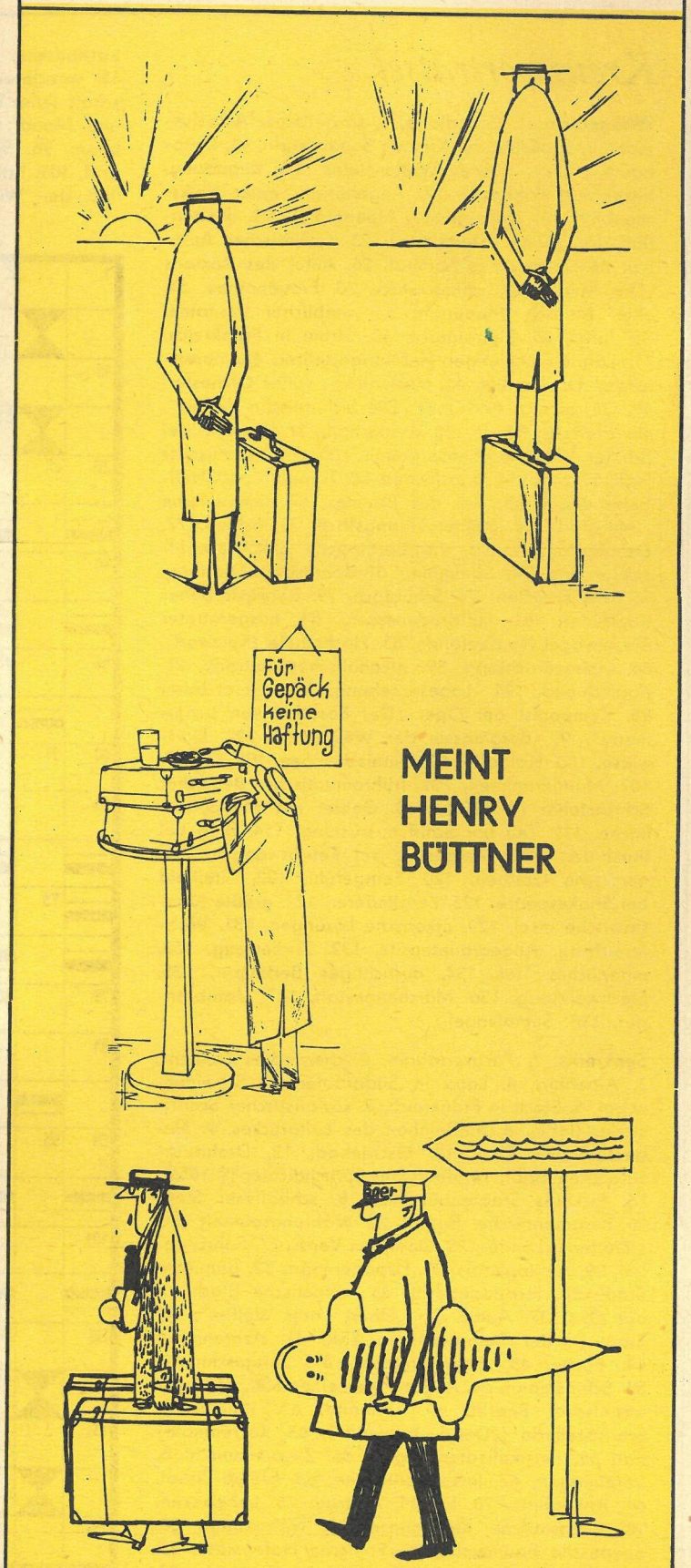
Solch kühne, außerordentlich praktisch angelegte Bauten wie die Jurmalaperle in Bad Bulduri findet man in den baltischen Republiken oft. Sie zeugen vom eigenschöpferischen Willen der kleinen Sowjetvölker und von der guten, soliden Ausbildung an Hochschulen und Universitäten.

Die Rigaer sind bequem – und sie können es sich leisten. Nach Feierabend erst noch einen Kaffee im Restaurant „Alt-Riga", dann zehn Schritte über die Straße zum Taxi, fünf Minuten bis zum Bahnhof und weitere fünfzehn Minuten bis zum Strand. Wenn das nichts ist.

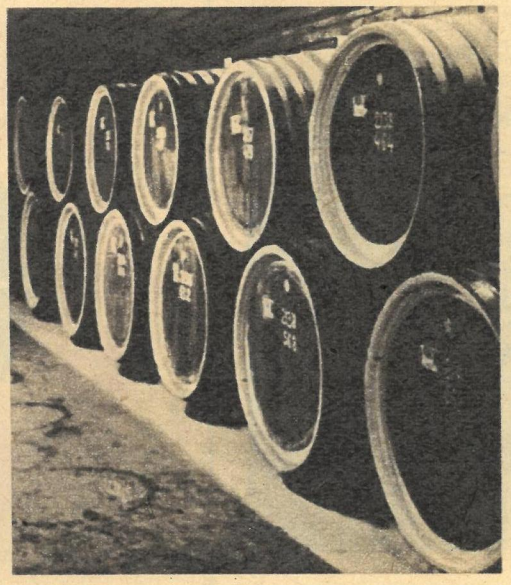
Die Bucht ist Standplatz vieler Fischergenossenschaften, darunter der des Spitzenreiters in puncto Planerfüllung aller sechzehn Genossenschaften des Landes, des Kolchos „Uzvara" (Sieg). Strömlinge, Neunaugen, Aale, Lachse und Plattfische sind die hauptsächlichste Beute.

Die Saison beginnt, bedingt durch die nördlichere Lage, natürlich später als bei uns. Aber im Mai rappelt es auch bei den Rigaern, vor allem bei den Kindern. Dann heißt es wenigstens Schuhe und Strümpfe aus, Röckchen hoch und mal probiert!

SOMMER 76 MAGAZIN



Bildwortwitz für warme Stunden



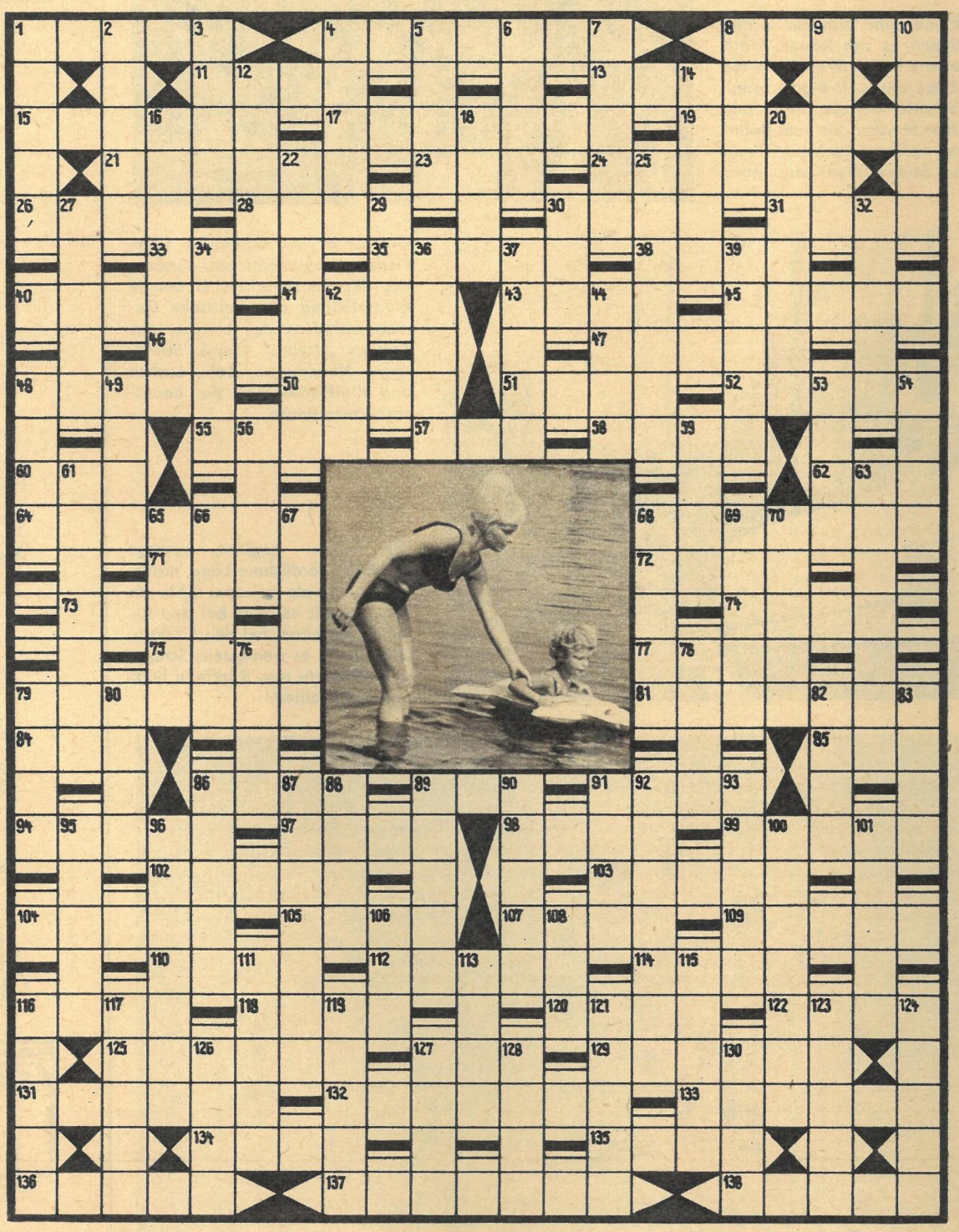
KISS MET

Fotos: Brinsch, Zentralbild

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Grundlage, 4. sowjetischer Arzt-Kosmonaut, 8. größte der Kleinen Sundainseln, 11. Laubbaum, 13. Vertrauter Wallensteins, 15. Begabung, besondere Fähigkeit, 17. Angehöriger einer Volksrepublik, 19. italienischer Alpengipfel, 21. Nebenfluß der Volme (Sauerland), 23. sowjetischer Autotyp, 24. ungarisches Komitat, 26. Autor des Romans „Die Aula", 28. Schmuckstück, 30. Frauenname, 31. eitler Mensch, Modenarr, 33. weiblicher Vorname, 35. Jurist, 38. Signalgerät, 40. Strom in Frankreich, 41. Fährte, 43. junger Hotelangestellter, 45. norwegischer Dramatiker, 46. musikalisch: volles Orchester, 47. Gestalt aus der Oper „Die Sizilianische Vesper", 48. Fluß im Banat, 50. Widerhall, 51. Gestalt bei Schiller, 52. Additionsergebnis, 55. nordspanischer Fluß, 57. Stadt in Jugoslawien, 58. Turngerät, 60. Heilbehandlung, 62. Teil des Baumes, 64. norwegische Hafenstadt, 68. kleiner Heringsfisch, 71. Schluß, 72. Destillationsprodukt, 73. Bergmassiv am Vierwaldstätter See, 74. Sammlung altisländischer Dichtung, 75. Musikzeichen, 77. Schubfach, 79. ausgestorbener Kopffüßer, 81. Luftdruckmesser, 84. ausgerotteter Riesenvogel Neuseelands, 85. Hochschule (Kurzwort), 86. Hebevorrichtung, 89. alkoholisches Getränk, 91. Kopfschmuck, 94. Lobeserhebung, 97. Gesetzbuch, 98. Komponist der Oper „Der Postillon von Lonjumeau", 99. Bergmassiv der Westalpen, 102. Dorfwiese, 103. Halbaffe, 104. finnischer See, 105. Gefäß, 107. Mundkrankheit, 109. frühromantischer deutscher Schriftsteller († 1853), 110. Gebiet der Mondoberfläche, 112. Teil der Schiffsausrüstung, 114. Berg bei Innsbruck, 116. Titelgestalt bei Feuchtwanger, 118. nordische Gottheit, 120. Feingefühl, 122. Titelheld bei Shakespeare, 125. Zergliederer, 127. größte jugoslawische Insel, 129. alkalische Lösungen, 131. Wählerauftrag, Abgeordnetensitz, 132. Zuckerzeug, 133. männliches Tier, 134. aufrichtiges Bedauern, 135. Stechwerkzeug, 136. Märchengestalt, 137. Uranbrenner, 138. Sumpfvogel.

Senkrecht: 1. Färbverfahren, 2. chemisches Element, 3. Alpenhirt, 4. Land in Südarabien, 5. Schwimmvogel, 6. Stadt in Frankreich, 7. sozialistischer Schriftsteller (NPT), 8. Maßeinheit des Luftdruckes, 9. Nebenfluß der Elbe, 10. Ostseebad, 12. Drehbuchautorenehepaar, 14. deutscher Spruchdichter († 1655), 16. lockeres Staatenbündnis, 18. schädlicher Stoff, 20. bergmännischer Begriff, 22. Währungseinheit verschiedener Länder, 25. Oper von Verdi, 27. Fahrzeugteil, 29. Antilopenart, 30. Papageienart, 32. polnische Stadt, 34. Fischfanggerät, 36. sowjetische Stadt an der Oka, 37. Autor von „Nackt unter Wölfen", 39. Stadt in der Belorussischen SSR, 42. Azoreninsel, 44. Farbe, 48. Blasinstrument, 49. Zeitgeschmack, 53. Schiffsmann, 54. Angehöriger einer SSR, 56. funktechnischer Begriff, 59. Umhang, 61. italienische Schriftstellerin („Der Liebeswald"), 63. Kerzenmaterial, 65. musikalischer Begriff, 66. Zusammenschluß, Vereinigung, 67. linke Kontoseite, 68. breiter Schal, 69. Ankerplatz, 70. Befehl, Auftrag, 76. Lebewesen, 78. ostasiatische Kleinmünze, 79. Nährmutter, 80. ägyptische Baumwolle, 82. finnische Hafenstadt, 83. gefeierte Künstlerin, 86. Republik in Ostafrika, 87. patriotischer spanischer Schriftsteller, 88. Drama von 45. waagerecht, 89. Niederschlag, 90. Grundeigenschaft jeder Materie, 91. Ringerscheinung um Sonne und Mond, 92. Erdteil, 93. Heilpflanze, 95. Laubbaum, 96. Schriftgrad, 100. landwirtschaftlicher Begriff, 101. italienische Provinzhauptstadt, 106. Nebenfluß der Wisła, 108. Ansiedlung, 111. Abteilung, Truppe, 113. Flaschenverschluß, 115. Sitzmöbel, 116. belgische Provinzhauptstadt, 117. Pflanzenorgan, 119. Bienenzüchter, 121. Teil der Kircheneinrichtung, 123. bekannter Regisseur († 1966), 124. Nagetier, 126. schweizerischer Nebenfluß des Rheins, 127. sowjetische Halbinsel, 128. Schrittmacher im Köpenicker Funkwerk, 130. Haltetau.



Strohhalme gefällig? Eine Handvoll wird genügen (siehe unten). Foto: Pawelec

Silben-rätsel

Nach dem „ersten Streich" im vorigen Heft hier nun der zweite in unserem Sommer-Preisausschreiben. Aus den Silben

ban be bel bie dau dee dienst eis en er fe fern frucht ga ge gen gen ger haus her her holz i jä jau ka ka ka klap la le lei lie lie lift nen per ra re re ri sa schlüs se sel sel ses sin stich storch tein ter ter va vor wet wol

sind siebzehn Wörter zu bilden. Entnehmen Sie ihnen jeweils den dritten Buchstaben, dann ergibt sich – von oben nach unten gelesen – ein Begriff, der etwa um diese Zeit alle Jahre wieder auf Sie zukommt:

1. beim Zelten überflüssig
2. fehlen überall
3. gehört nicht in den Kopf
4. ist schuldlos am Geburtenzuwachs
5. sollte man nicht auf den heißen Ofen legen
6. etwas für Angler
7. bringt einen dem Himmel näher
8. sollen vom Aussterben bedroht sein
9. kann sehr gefährlich werden
10. wovon sich mancher (selbst im Urlaub) nicht trennen kann
11. Gedanke eines Haustieres
12. seine Schecks sind nicht bei der Bank einzulösen
13. geht zu essen, tut manchmal auch weh
14. wird allabendlich mit Spannung erwartet
15. Grund zum Ausschlafen
16. auf Usedom zu finden
17. zählt nicht zu den Fremdsprachen

So – das wär's. Jetzt sind Sie dran. Wir erwarten Ihre Lösung auf einer Postkarte (Quizmarke nicht vergessen!) bis zum 19. Juli 1968. Es sind immerhin auch diesmal 500 Mark für 15 glückliche Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, im Spiel. Und zwar

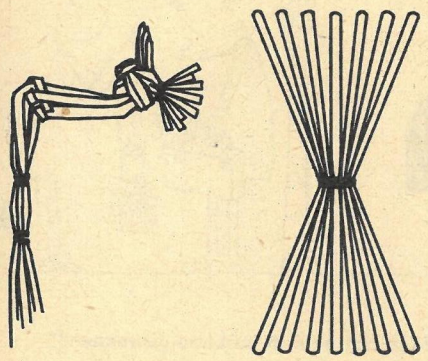
1mal	100 Mark
2mal	75 Mark
2mal	50 Mark
5mal	20 Mark
5mal	10 Mark

Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

zb-SOUVENIRS

DIE DAME UND DER VOGEL

Die Erntezeit ist da, und so nehmen wir heute als Bastelmaterial kurze und lange, dicke und dünne Strohhalme. Für die Puppe wählen wir fünf 9 cm lange und fünfzehn 11 cm lange Halme und legen sie eine halbe Stunde in heißes Wasser, damit sie sich gut biegen lassen (das gilt für alle Stroharbeiten). Die fünfzehn Halme werden mit Perlgarn am Hals zusammengebunden, die fünf Armhalme eingelegt und die Taille fest geschnürt. Die abgebundenen Hände werden, wie der Hals und der Rock, ein wenig beschnitten. In den Halshalm wird ein kurzer dünner Halm gesteckt und darauf der Kopf gesetzt. Unsere kleine Dame hat einen roten Papierbällchenkopf mit echt blondem Strohhaar und trägt ein winziges Kopftuch.



Der sehr dekorative Strohvogel kann, wie die Puppe, größer oder kleiner gearbeitet werden. Das richtet sich nach den vorhandenen Halmen, und auch die „Zutaten" können variieren. Für den Anfang sollen die angegebenen Maße eine kleine Hilfe sein. Die Flügel werden – sieben Halme 23 cm lang – mit weißem Garn in der Mitte sehr fest zusammengebunden. Sieben andere Halme, 23 cm lang, werden ebenso gebunden und dann an einer Seite zu Hals und Kopf gebogen (Zeichnung). Damit der Hals aufrecht bleibt, muß ein glattgestrichener Strohhalm eingeflochten werden. Zwei Halme werden über dem Kopf geknotet und ihre Enden mit einem Faden befestigt. Eingeschnitten ergeben sie einen Kopfschmuck. Sind die Flügel aufgebunden, werden alle Teile gleichmäßig beschnitten. Auch der Schnabel erhält mit der Schere seine richtige Form. Und mit den aufgeschnittenen Halmen bekommt der Vogel ein Flechtdekor. Eine Halmöse wird durch die Flügel gezogen, zusammengeklebt und daran ein langer Faden zum Aufhängen befestigt.

So, nun versuchen Sie es mal. Viel Spaß und Erfolg wünscht Ihre

Gerda Brähmer

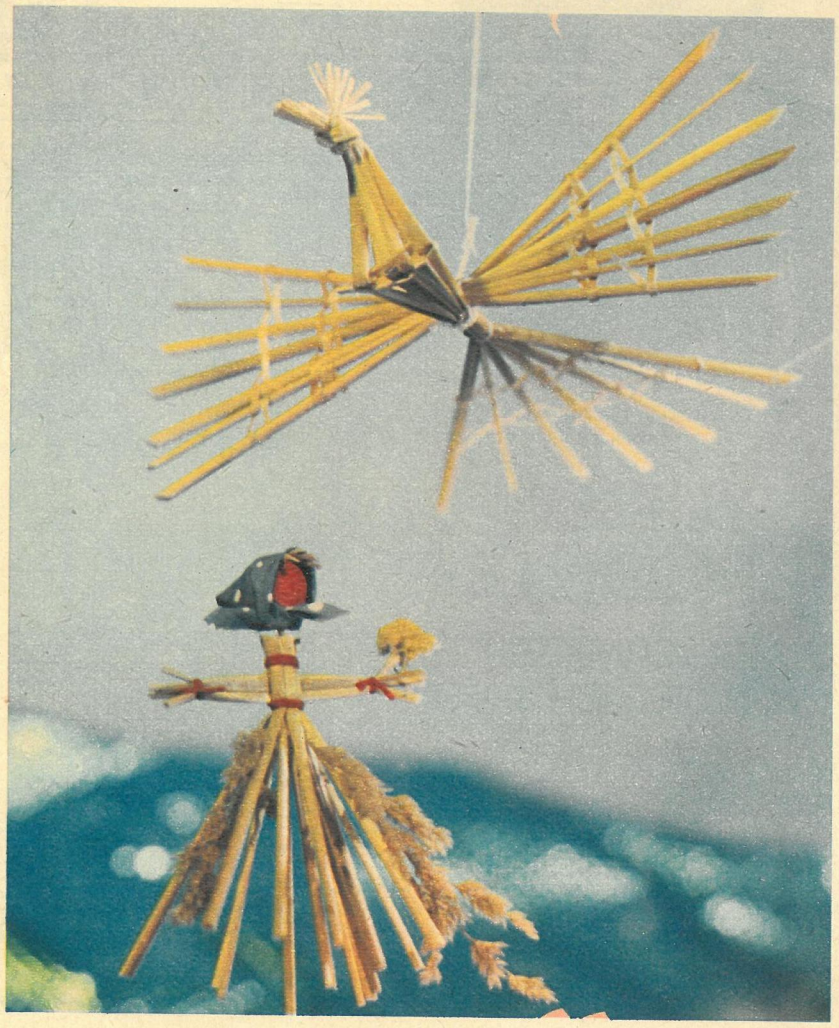


Foto: Horst E. Schulze

WANDERN AM WOCHENENDE:

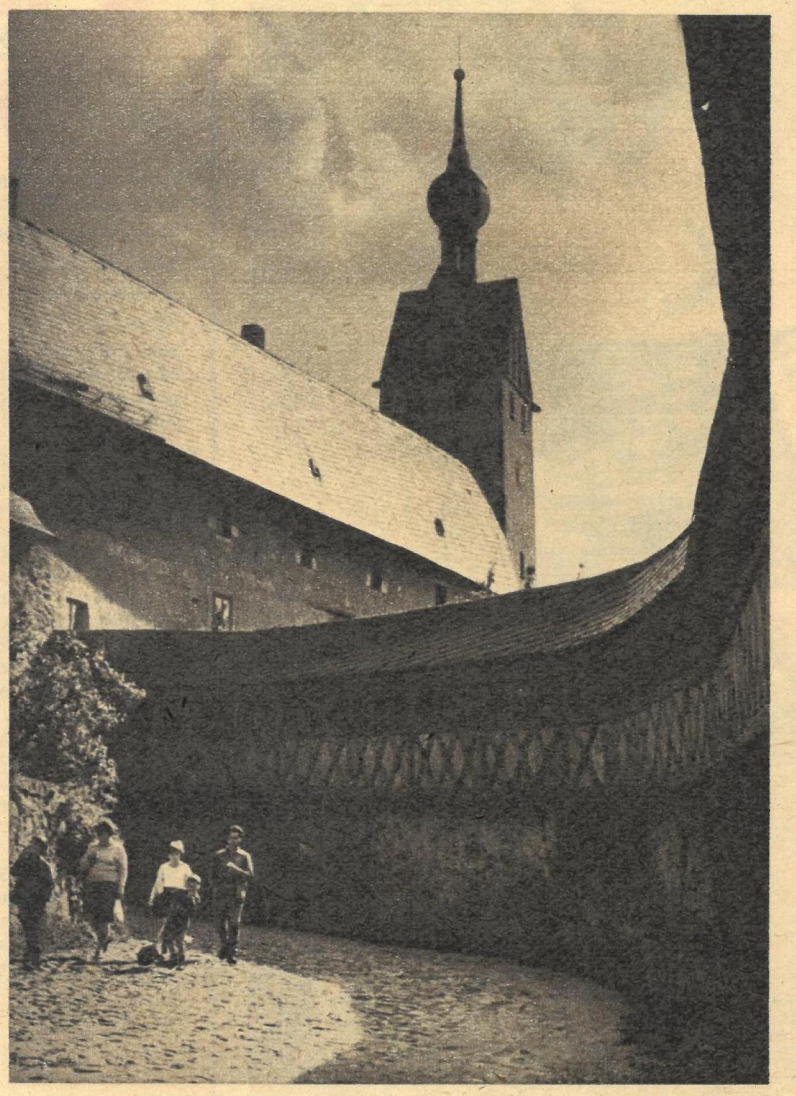
RUND UM DIE LICHTE JUPE

Während meine Kollegin L. S., halsstarrig wie Frauen mitunter sein können, partout sofort das 900 Jahre alte Schloß besichtigen wollte, widmete ich mich trotz ihres Protestes feineren Genüssen. Ich frühstückte a priori im „Goldenen Löwen". Die Redaktion hatte nicht Mühe und Kosten gescheut, uns beide zusammen nach Rochlitz zu schicken, auf daß wir mal so peu à peu ergründeten, was dieses alte Leipziger Erholungsgebiet denn jetzt so mache oder auch nicht mache.

Bei einer Tasse Kaffee betrachtete ich mir den etwas schiefen Marktplatz, auf dem schon 1538 Landgraf Philipp von Hessen anläßlich einer Pferderallye, man nannte das damals Turnier, recht unsanft zu Boden geschmettert wurde. Kein Wunder, bei d e m Pflaster. Besonders betrüblich aber für Philipp, wenn man bedenkt, wie tief er im Jahre 1538 fiel. Immerhin ist ein Pferderücken – na sagen wir mal – einsfuffzig hoch. Aber damals lag, wie Quellen verraten, der Marktplatz noch einszwanzig tiefer als heute!

Erst mal was Grundsätzliches. Um Wandervögeln, die gleich uns das achthundertjährige Rochlitz heimzusuchen gedenken, einen Stein vom Herzen zu nehmen: Rochlitz hat Bahnanschluß und einen Markt, auf dem man parken kann!! „Löwe" und „Bär" halten eine gute Mahlzeit und – bei einem bißchen Glück – sonnabends und sonntags sogar freie Zimmer bereit.

Sie werden bei einem Besuch von Rochlitz trotzdem rot sehen. Rot ist nämlich die Farbe eines hier viel verwendeten Steines, der eigentlich gar keiner ist, sondern Asche: Porphyrtuff, gewonnen auf dem Rochlitzer Berg – zu Fuß zu erreichen –, den der Tuff in einer für Europa einzigartigen Konzentration wie eine dicke Haube überzieht. Mit Porphyr – am alten Leipziger Rathaus finden wir ihn wieder – sind denn auch in Stadt und Schloß eine Menge Gebäude verkleidet und geschmückt. Man findet da unschwer die Handelsmarke des Kaufmanns Scheff, den „Werkmatz" im Rathaus, das übrigens als einziges seiner Art in Sachsen mit dorischen Säulen geschmückt ist, alte Wappen, Treppen und Fenstersimse, alles aus Porphyr. Allein rund um den Markt, dessen Seiten bis ins 19. Jahrhundert hinein Winter-, Sommer-, Morgen- und Abendseite hießen, gruppiert sich eine Fülle architektonischer Delikatessen: der „Schwarze Bär", das älteste Gasthaus der Stadt, die Kunigundenkirche mit ihrem prachtvollen Wandelaltar (1513) und zwei Tonplastiken, die zu den wertvollsten keramischen Großplastiken überhaupt zählen (Schlüssel zur Kirche beim Optiker Graf!), oder die Apotheke zum „Einhorn" (seit 1565).



Es war weit über Mittag, und der Hunger vertrieb L. S. wieder aus dem Schloß. Das war schon anderen vor ihr so ergangen, meist allerdings bei kriegerischen Auseinandersetzungen, an denen es nicht mangelte. Die erste Erwähnung findet das Schloß, damals noch eine Burg, im Jahre 1009 – weil da alles abbrannte. Heute findet es Erwähnung, weil es mit großem Aufwand erhalten wird. (Großartige Renaissance-Fresken und Malereien werden augenblicklich restauriert.) So ändern sich die Zeiten. Kaiser, Könige und Markgrafen residierten 900 Jahre in den Gemäuern. Jetzt stehen von Montag bis Freitag kleine Kinder am Pranger, spielenderweise. Neben dem Kreisgericht und dem Museum ist nämlich auch ein Kinderhort im Schloß untergebracht. Einmal m u ß es doch v e r n ü n f t i g e n Zwecken dienen.

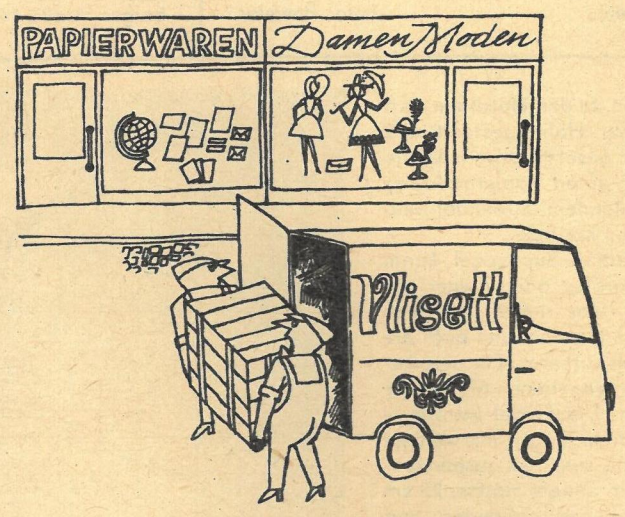
Reizvoll für ein langes Wochenende ist Rochlitz auch wegen seiner schönen Umgebung. Wanderwege führen im Muldental bis hinunter zur Rochsburg (Bild links). Es lohnt schon, das alles mal zu sehen. Von der Lichten Jupe aus, einem der beiden spitzen Türme des Schlosses, sieht man bei gutem Wetter sowohl den Fichtelberg wie auch das Leipziger Völkerschlachtdenkmal. Und wer uns nicht glaubt, der fahre selbst hin. Einhundertfünfzig Pfennig aber sollte man von vornherein zusätzlich einplanen – für das Rochlitzer Wanderbuch. Es vermittelt viel mehr Wissen als dieser kleine Text, der nur eine Anregung sein soll. Appetit bekommen?

Foto: Zentralbild E. K.

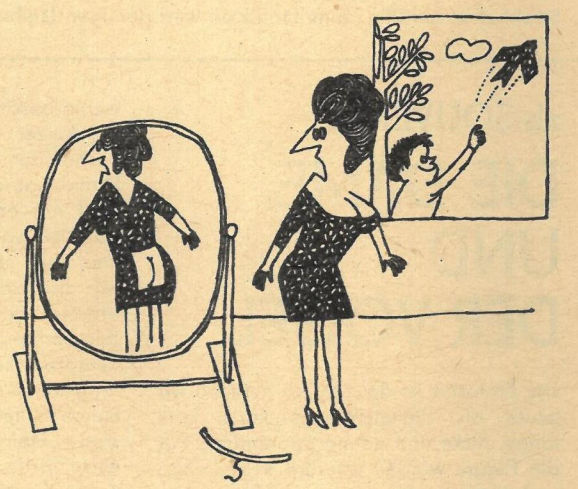
ZEIGT:

VLIESETT-
MODELLE

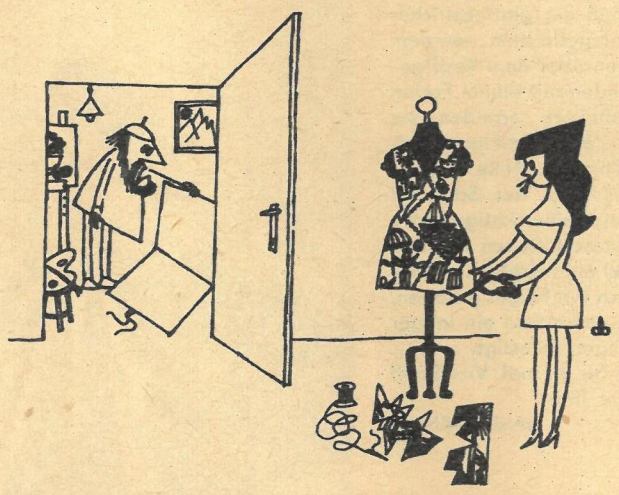
GESCHNEIDERT
VON DIETRICH BAUER



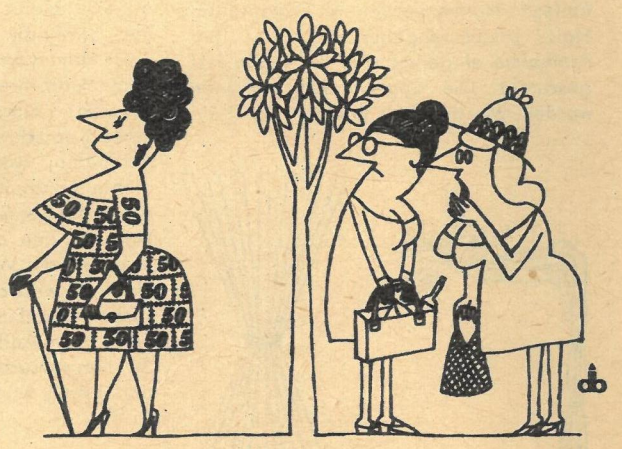
„Ich weiß auch nicht, in welches von beiden!"



„Wer war das?!"



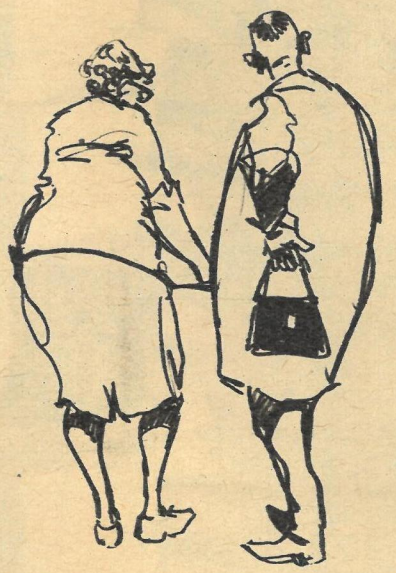
„Hast du eine Ahnung, wo mein Varna-Zyklus hingekommen ist?"



„Ihr Mann hat neulich im Lotto gewonnen!"

LOTHAR KUSCHE

Der erzieherische Aussichtsturm



Im Ferienheim hatten wir Brinkwalt kennengelernt, und da niemand ununterbrochen entweder baden oder Tischtennis beziehungsweise Halma spielen kann, sagte Brinkwalt eines Tages: „Hier in der Nähe ist der Franz-Friedbert-Turm. Von oben soll man eine wunderbare Aussicht haben; wollen wir nicht mal hingehen?"
„Fahrstuhl?" fragte meine Frau, aber darüber konnte Brinkwalt keine Auskunft geben. „Was soll man von da oben schon sehen?" sagte sie, „dasselbe wie von unten! Bloß eben von oben."
„Ja", sagte Brinkwalt, „so ungefähr wird es sein."
Meine Frau wandte sich wortlos wieder dem Halmaspiel zu, und Brinkwalt und ich gingen allein zum Franz-Friedbert-Turm. Es war ein

schöner Weg durch den Mischwald, am See entlang, und wir waren gespannt, wie das alles von oben aussehen würde. Der Turm war eingezäunt, am Zaun fand sich ein Schild mit der Aufschrift: „Übersteigen des Zaunes verboten! Die Turmleitung."
Daneben informierte ein Plakat: „Eingang dort!" Und dort stand über der Tür angeschrieben: „Eingang hier!" Hier gingen wir vorschriftsmäßig hinein. Es gab da so eine kleine Bude mit der Aufschrift: „Ausgabe der Einlaßkarten und des Turmschlüssels", und wir holten uns beides aus der Bude von einem alten Mann, der wahrscheinlich die Turmleitung repräsentierte. An der Tür des Turmes erwartete uns eine weitere schriftliche Information: „Nach Verlassen des Turms ist der Turmschlüssel wieder bei der Ausgabe des Turmschlüssels abzugeben!" Wir nahmen uns ganz fest vor, entsprechend zu verfahren, und begannen die Wendeltreppe emporzusteigen. Im ersten Stock befand sich eine Tür: „Privat. Eintritt untersagt." Da kletterten wir weiter nach oben, bis das Treppenhaus niedriger wurde, jedoch nicht dermaßen niedrig, daß nicht ein Plakat Platz gehabt hätte: „Das Nichteinziehen der Köpfe erfolgt auf eigene Gefahr. Die Turmleitung."
Brinkwalt sagte: „Haben Sie Ihren Kopf mit?"
„Der ist längst eingezogen", antwortete ich.
Im dritten Stock waren ein paar Fenster. „Diese Fenster haben geschlossen zu bleiben!" rief ein Schild, und sie blieben auch geschlossen, erstens weil das Schild es so wollte, und zweitens weil keine Riegel an den Fenstern waren.
So kamen wir im vierten und letzten Stock zu einer Tür. Hier gab es keine Fenster, und es war halbdunkel. „Das scheint eine Tür zu sein", sagte ich, „aber ich weiß nicht genau, ob es wirklich eine Tür ist. Steht nichts daran?"
Brinkwalt beleuchtete mit einer Taschenlampe einen vergilbten Karton, auf dem wir lesen konnten: „Tür zur Aussichtsplattform. Nicht offen stehen lassen! Bedenket, daß diese Tür allen gehört! Die Turmleitung."
„Wollen wir diese Tür mitnehmen?" fragte Brinkwalt, „sie gehört allen."
„Sie legen das vulgär aus", sagte ich, „und außerdem würde die Tür, wenn wir sie mitnähmen, offenstehen, und das soll sie nicht."
„Eine Tür, die nicht mehr da ist, kann doch nicht offenstehen? Oder? Aber gehn wir mal hinaus!"
Und blitzartig schlüpften wir auf die Aussichtsplattform, die Tür sofort hinter uns verschließend. Die Plattform lief um den ganzen Franz-Friedbert-Turm herum, und die Brüstung trug ein großes Schild mit folgendem Text: „Wer sich hier hinüberlehnt, gefährdet sich und die Brüstung, die allen gehört. Das Hinabwerfen von Gegenständen und Personen ist verboten. Spucken Sie zu Hause vielleicht auch vom Balkon? Na also. Die Turmleitung."
Ich blickte zurück und entdeckte an der Regenrinne der Turmspitze eine Schrifttafel: „Vorsicht vor herabfallenden Dachziegeln!" Brinkwalt, der das auch gelesen hatte, nahm meinen Arm und zog mich wieder ins Innere des Turms, und so rasch es die Wendeltreppe erlaubte, eilten wir hinab.
Nach der Abgabe des Turmschlüssels bei der Ausgabe des Turmschlüssels wollte ich aus reinem Oppositionsgeist über den Zaun steigen, doch Brinkwalt hinderte mich daran. Wir gingen stumm durch den Wald, und er sagte nur einmal: „Wer auf Ordnung hält, hält zunächst darauf, daß andere auf Ordnung halten."
Im Ferienheim fragte meine Frau: „Na, wie war die Aussicht?"
„Welche Aussicht denn?" sagte Brinkwalt erstaunt.

Zeichnungen: Vontra

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 28

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Sassnitz, 6. Schweden, 11. Hobel, 13. Schur, 15. Elena, 16. Ilias, 18. Ahn, 19. Stralsund, 22. Nut, 23. Reim, 24. Deal, 26. Rosa, 28. Ger, 30. Bem, 31. Ewer, 34. Ostsee, 36. Ido, 37. Arkona, 39. Prag, 41. Lena, 43. Torso, 44. Alz, 46. Kogge, 47. des, 48. Die, 49. Creme, 52. Tip, 54. Liste, 57. Kare, 58. Anemone, 60. Aton, 61. Nil, 62. Gas, 63. muss, 65. Ahlbeck, 69. Oder, 72. Areal, 74. ein, 75. Gnome, 76. Olm, 77. Reh, 78. Kelch, 79. Ara, 81. Arena, 82. Meer, 84. sein, 86. Senker, 89. Alt, 90. Damast, 93. Erde, 94. Abt, 96. Ife, 98. Inka, 99. Asta, 102. Lear, 104. Met, 106. Konferenz, 109. Ale, 111. Urubu, 112. Solex, 113. Issel, 114. Indio, 115. Finnland, 116. Friedens. – **Senkrecht:** 1. Sosa, 2. Sohn, 3. Nurse, 4. Therme, 5. Zola, 6. Sens, 7. Claude, 8. Weida, 9. Drin, 10. Nest, 12. Belt, 14. Chaos, 17. Augen, 20. Tiger, 21. Neman, 23. Ras, 25. Lek, 26. Rostock, 27. Starter, 29. Riga, 30. Bolz, 32. Wolgast, 33. Raketen, 35. Epode, 38. Rakel, 40. Arsen, 42. Enden, 45. Leim, 50. Rasur, 51. Mensa, 52. Teile, 53. Polen, 55. Iason, 56. Totem, 58. Ala, 59. Egk, 63. Markise, 64. Seeland, 66. Hymne, 67. Bier, 68. Curie, 70. Doberan, 71. Regatta, 73. Lohme, 75. Ghana, 79. Arat, 80. Asti, 83. Erato, 85. Ideen, 87. Erker, 88. Kea, 91. Mir, 92. Skale, 95. Bansin, 97. Flexor, 100. Skull, 101. Feld, 103. Azide, 104. Muff, 105. Turn, 107. Fond, 108. Reif, 109. Asse, 110. ELAS. – „Die Ostsee muss ein Meer des Friedens sein!"

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Filiale, 4. Etagere, 7. Lette, 8. Dakota, 10. Rade, 11. Ratte, 13. Malaga, 16. Rektor, 18. Gelatine, 21. Lanon, 23. Sokol, 24. Toga, 25. Lineal, 27. Kadi, 29. Seminar, 32. Polka, 34. Drama, 36. Modena, 38. Lisa, 40. Pekinese, 41. Semikolon. – **Senkrecht:** 1. Filet, 2. Literat, 3. Leda, 4. Etalage, 5. Gera, 6. Rede, 9. Koma, 12. Terek, 14. Gala, 15. Halali, 17. Torso, 19. Tito, 20. Negativ, 22. Nonne, 26. Alse, 28. Dipol, 30. Mimose, 31. Narde, 33. Kaliko, 34. Drape, 35. Maki, 37. Nase, 39. Salon.

KENNEN SIE SICH AUS?

Lösung DDR-Quiz 25: a) als Mahlkörper in Farb- und Lackmühlen.

Es gewannen: **50 Mark:** Rudolf Petschick, Dresden; **je 10 Mark:** Lina Neumann, Oranienbaum; Rosemarie Schotte, Themar; Klaus Röhrich, Kitzscher; Werner Meißner, Radebeul II; Andreas Grohmann, Berlin.

SPORTFOTO
FÜR SAMMLER

ZEIT IM BILD

EUROPAMEISTER
ITALIEN

Der Weg der Fußballnationalmannschaft der DDR zur WM nach Mexiko führt über den Europameister. Schon als die Auslosung für die Qualifikationsgruppe bekannt wurde, wußten alle Fußballfans, wie schwer, aber auch wie reizvoll die Aufgabe für unseren Fußball im nächsten Jahr sein wird. Die Azzurris kommen in die DDR.

„Schimpf und Schande über Euch!" So überschlugen sich vor zwei Jahren die Boulevardblätter, entluden sich Zorn und grenzenlose Enttäuschung der temperamentvollen „Tifosis" über das Abschneiden der italienischen Fußballnationalmannschaft bei der letzten Weltmeisterschaft in England. Die Heimkehr der sonst vergötterten Stars glich einem Canossagang. Auswahl-Chef Edmondo Fabbri wurde suspendiert. Das Ende der „Squadra Azzurra" schien gekommen. Doch der neue Auswahl-Trainer Feruccio Valcareggi ließ sich nicht erschüttern. Zwei Dinge vor allem kamen ihm in seinem Neuaufbau der Auswahl entgegen: die von der UEFA ins Leben gerufene I. Fußball-Europameisterschaft mit ihren Qualifikationsspielen gegen Rumänien, die Schweiz und Zypern sowie die Zusage der UEFA, daß die Endrunde der letzten vier automatisch im Juni 1968 in Italien stattfindet, wenn sich die „Squadra Azzurra" dafür qualifiziert.

Der neue Auswahl-Kapitän begeht vor allem einen Fehler nicht, der Helenio Herrera und Edmondo Fabbri in England teuer zu stehen kam: Er stützt sich nicht ausschließlich auf die Abwehrspezialisten von Internazionale Mailand. Ihm schwebt eine Kombination von risikolosem Sicherheitsfußball und explosivem Angriffsspiel vor. Den entscheidenden Schachzug nahm er vor, als er den vierundzwanzigjährigen Weltklassestürmer Gianni Rivera vom AC Mailand in den Auswahlkader zurückberief, aus dem er lange Zeit wegen seiner Sensibilität verbannt war.

Neben Rivera stellt Valcareggi den wuchtigen, lauffreudigen Domenghini von Internazionale Mailand. „Er hat die Kraft, neunzig Minuten zwischen Mittelfeld und Angriff zu pendeln. Domenghini ist der geborene Mannschaftsspieler, der Rivera vorbildlich unterstützen wird." Der Verlauf der EM bestätigte die Ansichten Valcareggis.

Als einziger von acht Gruppensiegern gibt Italien nur einen Punkt ab, als es sich am 18. November 1967 in Bern von der Schweiz 2 : 2 trennt. Der erste Schritt zur Teilnahme an der EM-Runde ist getan. Im Viertelfinale wartet mit Bulgarien freilich ein weitaus ernster zu nehmender Kontrahent.

Und das 2 : 3 gegen die Bulgaren am 7. April im Wassil-Lewski-Stadion spiegelt nicht annähernd wider, wie nah Italien am Rande eines Debakels war. Vierzehn Tage später erleben dann hunderttausend heißblütige Neapolitaner eine entfesselte „Squadra Azzurra", die Bulgarien mit 2 : 0 ausschaltet. Der größte Trumpf der Italiener ist dabei die Flügelzange Prati-Domenghini, auf die Valcareggi seine größten Hoffnungen setzte. Nach dem 5 : 1-Sieg der Jugoslawen gegen Frankreich in Belgrad ist Valcareggi froh, im Halbfinale nicht auf die Männer um Rajko Mitic, Jugoslawiens Auswahltrainer, zu treffen. „Gegen diese perfekt harmonierende Elf spiele ich lieber erst im Finale!" Doch als er das 3 : 0 der UdSSR im Moskauer Lenin-Stadion gegen die Magyaren erlebt, den völligen Zusammenbruch der jetzt von Karoly Soos betreuten Ungarn, fühlt er sich doch nicht ganz wohl in seiner Haut.

In der Endrunde hilft aber dann Glücksgöttin Fortuna den Italienern, diesen schweren Gegner auf dem Weg ins Finale auszuschalten. Noch einmal scheint das Ziel der Azzurris in weite Ferne gerückt, als sich die Jugoslawen im ersten Endspiel als ebenbürtige, streckenweise sogar überlegene Gegner entpuppen. Doch im Wiederholungsspiel sicherten sich die Italiener dann mit einem 2 : 0 den ersten offiziellen EM-Titel.

So spielten sie in Bulgarien (von links)

Facchetti, Giacinto (25/35) Inter Mailand; Burgnich, Tarcisio (28/22) Inter Mailand; Picchi, Armando (32/12) FC Varese; Juliano, Antonio (24/10) AC Neapel; Albertosi, Enrico (28/18) AC Florenz; Prati, Pierino (21/3) AC Milan; Rivera, Gianni (24/27) AC Milan; Mazzola, Sandro (25/30) Inter Mailand; Bercellino, Giancorlo (26/6) Juventus Turin; Domenghini, Angelo (26/13) Inter Mailand; Bertini, Sandro (24/3) FC Florenz.

Text: Günter Simon Foto: Antonow